



# Eine Zukunft auf Sparkurs?

## Entwurf des Haushaltsplanes 2000

Für die Martin-Luther-Universität sieht der Entwurf des Haushaltsplanes für das Jahr 2000 erneut eine eklatante Unterfinanzierung vor. Das wurde sowohl auf dem Konzil am 3. November 1999 als auch in den vergangenen Senatssitzungen, der Personalversammlung und der Demonstration der Studenten und Mitarbeiter der Universität am 25. November in seiner Dramatik öffentlich gemacht.

Zunächst zu den Fakten: Die Personalmittel in Höhe von 210 Mio. DM werden aufgrund der Tarifierhöhungen von 1999 gerade ausreichen, um die Bezahlung des z. Z. beschäftigten Personals knapp zu ermöglichen und somit den gegenwärtigen Mangelzustand fortzusetzen. Die Besetzung von Qualifikationsstellen und Neuberufungen für Professoren sind auf dieser Basis nicht mehr möglich. Bei den 110 turnusgemäß im Jahr 2000 freierwerdenden Qualifikationsstellen können nach jetzigem Stand voraussichtlich nur punktuell Nachbesetzungen erfolgen. Sehr gute Absolventen werden somit gezwungen sein, sich außerhalb der Universitäten des Landes eine Stelle zur Fortsetzung einer wissenschaftlichen Arbeit zu suchen. Die Kürzung der Graduiertenförderung um 50 Prozent verstärkt diesen Trend leider noch. Eine Kernaufgabe der Universität – die Heranbildung von wissenschaftlichem Nachwuchs – ist damit in Frage gestellt.

### Extreme Kürzung der Sachmittel

Bei den Sachkosten (Hauptgruppe 5) sind mit einem Gesamtvolumen von 27,5 Mio. DM nur 73,6 Prozent der Mittel von 1999 vorgesehen. Von der Universität wurde ein unabdingbarer Bedarf an Sachmitteln von mindestens 38 Mio. DM ermittelt, darunter 23,6 Mio. DM für unabwiesbare Rechtsverpflichtungen (u. a. Bewirtschaftung der Gebäude, Heizung, Beleuchtung, Mietverträge, Berufungszusagen, Grundausstattung von Sonderforschungsbereichen, Sicherung des Grundbedarfs

zur Absicherung der Lehre, Aufrechterhaltung von Versuchsstationen) sowie laufende Festkosten (u. a. Telefon, Beschaffung von Literatur und Zeitschriften, Verbrauchsmaterialien für Praktika) in Höhe von 14,4 Mio. DM. Es besteht aber eine reale Deckungslücke von über 10 Mio. DM.

Allein die Sachmittel für Lehre und Forschung (TGr. 71) sind auf 58 Prozent im Vergleich zu 1999 gekürzt. (Gesamtbeitrag 6,5 Mio. DM). Von diesen Mitteln sind für 2000 aber bereits 2,4 Mio. DM gebunden für rechtsverbindliche Berufungszusagen, die Absicherung des Grundbedarfs der Zentralen Einrichtungen, Interdisziplinären Wissenschaftlichen Zentren und Landwirtschaftlichen Versuchsstationen, die Bereitstellung der Grundausrüstung der Sonderforschungsbereiche, die Fortsetzung der Frauenförderung sowie für den Innovationsfonds und Strukturmaßnahmen. Damit bleiben für die FB/Fakultäten nur noch ca. 4 Mio. DM zur Verteilung für Grundbedarf, Absicherung der Lehre und Drittmittelbonus. Sollte es bei der vorgesehenen Zuweisung bleiben, werden den FB/Fakultäten 2000 weniger als 50 Prozent der Sachmittel des Jahres 1999 zur Verfügung stehen. Das stellt die Aufrechterhaltung von Praktika und Übungen in den experimentellen Wissenschaften ernsthaft in Frage, abgesehen davon, ob die Praktika in geheizten, beleuchteten und gereinigten Laboratorien durchgeführt werden können.

Jeder Sachkundige – also auch die Landesregierung – weiß, daß ein Hochschulgroßbetrieb mit nahezu 3000 Beschäftigten (davon ca. 460 aus Drittmitteln bezahlt) und über 13 000 Studenten nicht in der Lage sein kann, innerhalb eines Haushaltsjahres mehr als ein Viertel der laufenden Betriebskosten einzusparen.

Die Investitionen (Hauptgruppe 8) für Lehre und Forschung sollen um 32,1 Prozent auf einen Gesamtumfang von 1,7 Mio. DM gekürzt werden. Für Berufungen sind im Landshaushalt (TGr. 77) im Jahr 2000 überhaupt keine Mit-



Studierende und Mitarbeiter der halleschen Universität demonstrierten am 25. November 1999 gegen die Haushaltskürzungen.

Foto: Tintemann

tel vorgesehen, obwohl es rechtsverbindliche Zusagen gibt, die aus dem Universitätshaushalt bereitgestellt werden müssen. Da auch die Mittel für Großgeräte (Titel 812 71, Geräte 10 TDM – 250 TDM) der Universität auf 41 Prozent gekürzt sind, folgt daraus, daß es im nächsten Jahr keine Geräte aus dem Titel 812 71 für die FB/Fakultäten geben kann.

### Strukturdiskussion neu entfachen

Aus den geringer werdenden Geldmitteln für die Universität ergeben sich Konsequenzen, die die Universitätsorgane diskutieren und entscheiden müssen. Das Prorektorat für Strukturentwicklung und Finanzen wird insbesondere folgende Gesichtspunkte einbringen:

- In allen FB/Fakultäten/IWZ/Zentralen Einrichtungen ist der Bedarf in Forschung und Lehre für die FB und Fakultäten im Rahmen einer universitätsweiten Strukturdiskussion neu zu definieren und den zukünftigen Möglichkeiten anzupassen.
- Defizite in der Lehrkapazität müssen durch Vertretungen in der Vorlesungszeit bzw. durch Honorarverträge und auch verstärkt durch Honorarprofessuren ausgeglichen werden. Lehraufträge und Gastvorträge können nur noch in der Vorlesungszeit aus Haushaltsmitteln finanziert werden.
- Über neue fakultätsübergreifende Strukturen wie für „Life Science“ ist nachzudenken.
- Die zukünftigen Finanzzuweisungen müssen anhand eines noch strenger differenzierten Verteilungsansatzes erfolgen. Leistungskennzahlen wie Drittmiteleinwerbung, Veröffentlichungen, Monographien, Wissenstransfer, Anzahl der Absolventen sind zu berücksichtigen.

- Die Mittel für Großgeräte- und entsprechende Ersatzbeschaffungen sind zu zentralisieren. Doppelbeschaffungen von Großgeräten in FB mit ähnlich orientiertem Gerätebedarf sind zu vermeiden; evtl. sollte über Geräteparks und zentrale Bedienung – wenn räumlich zu realisieren – eine bessere Auslastung erreicht werden.
- Kommunikationskosten (Post und Telefon) müssen über entsprechende Zuweisungen durch die FB/Fakultäten selbst zu kontrolliert und abgedeckt werden.
- Alle bestehenden Mietverträge sind hinsichtlich ihrer Notwendigkeit und

Aufrechterhaltung zu prüfen. In allen FB/Fakultäten ist eine Anpassung der vorhandenen Räume an den „Normbedarf“ vorzunehmen. Über diesen Weg sind Gebäude für eine Abgabe an das Land vorzusehen. Oberstes Prinzip bei allen Entscheidungen muß die Erhaltung der Arbeits- und Leistungsfähigkeit der Martin-Luther-Universität sein. Sparen als Selbstzweck ist keine Alternative.

Gerhard von Lengerken  
Prorektor für Strukturentwicklung und Finanzen

### Aus dem Inhalt:

Aufruf des Rektors  
Seite 2

Disputation in Wittenberg  
Seite 3

Kalender und Kulturen  
Seiten 6/7

Vom Reiz fremder Klänge  
Seite 9

Kunstzentrum Moritzburg  
Seite 10

Alle Jubeljahre Israel?  
Seite 12

### Aktuelle Studierendenzahlen der Martin-Luther-Universität

Insgesamt eingeschrieben: 13 666 – davon 7 736 weiblich (= 56,6%)  
Neueinschreibungen: 2 715 – davon 1 690 weiblich (= 62,3%)  
1. Hochschulsesemester: 2 180 – davon 1 352 weiblich (= 62,0%)  
(Stand: 24. November 1999)

### Aktuelle Veranstaltungen...

...finden Sie im  
Veranstaltungskalender der  
Universität im Internet unter:  
[www.uni-halle.de](http://www.uni-halle.de)



# Die Universität lebt von der Bewegung

## Aufruf des Rektors zur Finanzierung des Martin-Luther-Stipendienfonds

Forschung, Lehre und Nachwuchsförderung sind die drei Hauptaufgaben einer Universität. Dabei steht sie in ständigem regionalen und internationalen Leistungswettbewerb. Nur wenn sie herausragende Hochschullehrer, gute Studenten und fähige Nachwuchswissenschaftler gewinnen kann, bleibt sie innovativ.

Hochschullehrer werden von außen berufen und auch wieder an andere Universitäten wegberufen. Das ist ein wichtiger Leistungsindikator für jede Universität.

Die Qualifikation von Nachwuchswissenschaftlern erfolgt auf zeitlich befristeten Stellen, die den begabtesten und leistungsfähigsten Studienabsolventen offenstehen müssen.

Während ihrer Zeit als wissenschaftliche Mitarbeiter oder Assistenten erwerben sie sich das Rüstzeug für ihren weiteren Weg als Wissenschaftler – ein zweiter mächtiger Leistungsantrieb für die Universität.

Der Kreislauf fortwährender Selbsterneuerung der Universität wird durchbrochen, wenn die regelmäßig freiwerdenden Professoren- und Qualifikationsstellen aus Geldmangel nicht mehr besetzt werden können. Es wird dadurch nicht nur der Studienbetrieb gefährdet. Das gesamte geistige Leben an der Universität erstarbt.

### Gefahr für den wissenschaftlichen Nachwuchs

Zur Zeit – und wahrscheinlich auch in den nächsten Jahren – kommt dieser Kreislauf an unserer Universität ins Stocken: An der Martin-Luther-Universität werden die tatsächlich besetzbaren Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiter und Assistenten immer knapper. Unsere besten Absolventinnen und Absolventen werden so gezwungen, entweder außer Landes zu gehen oder sich von der Wissenschaft abzuwenden. Sollte es dazu kommen, so wäre das

eine Katastrophe für die Universität und die Stadt Halle, aber auch ein Aderlaß für die Region und das ganze Land Sachsen-Anhalt. Wenn wir unsere jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nicht mehr bei uns halten und ausbilden können, werden wir allmählich zu einem peripheren Wissenschafts- und Wirtschaftsstandort, der von den Besten verlassen wird.

### Staatliche Finanzierung, privates Engagement

Es ist die grundgesetzlich verankerte Pflicht des Staates, seine Universitäten – und damit auch den wissenschaftlichen Nachwuchs – angemessen zu finanzieren. Der Finanzkraft der öffentlichen Hand – und auch dem staatlichen Finanzierungswillen – sind jedoch Grenzen gesetzt. Um hier etwas zu bewirken, ist Überzeugungsarbeit nötig. Sie ist um so durchschlagender, je mehr nicht nur nach dem Staat gerufen, sondern auch eigene tätige Betroffenheit gezeigt wird.

Ich rufe deshalb alle, denen unsere Universität, unser Nachwuchs und unsere Zukunft am Herzen liegt und die die finanziellen Möglichkeiten haben, zu einem großzügigen persönlichen Spendenbeitrag für die Finanzierung von „Martin-Luther-Nachwuchsstipendien“ auf. Unsere fähigsten Absolventinnen und Absolventen sollen mit die-

sen Stipendien eine Chance bekommen, hier in Halle bleiben und sich bei uns weiterqualifizieren zu können. Besonders wende ich mich an alle, die als Professorinnen und Professoren oder an anderer verantwortlicher Stelle an unserer Universität tätig sind. Ich appelliere aber auch an unsere Emeriti und ehemaligen Absolventen und an alle diejenigen, die der Martin-Luther-Universität als persönliche Freunde und Förderer verbunden sind:

**Spenden Sie monatlich ein Prozent Ihres Einkommens – oder auch einen anderen Betrag – für den „Martin-Luther-Nachwuchsstipendienfonds“!**

Mit Ihrer Spende werden Sie bezeugen, daß die Martin-Luther-Universität und ihre Freunde den Mut und die Grobherzigkeit haben, auf der unabwiesbaren Forderung nach voller staatlicher Finanzierung zu bestehen und doch gleichzeitig auch selbst etwas dafür zu tun, daß unser Nachwuchs eine bessere Chance bekommt.

Reinhard Kreckel

## Kooperation im Bereich der Sozialpsychiatrie

Die Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Martin-Luther-Universität und die Stadt Halle wollen zukünftig auf dem Gebiet der Sozialpsychiatrie eng zusammenarbeiten. Im November wurde vom Direktor der Klinik, Prof. Dr. Andreas Marneros, dem Dekan der Medizinischen Fakultät, Prof. Dr. Stephan Zierz, und seitens der Stadt durch die Bürgermeisterin, Frau Dagmar Szabados, eine entsprechende Vereinbarung unterzeichnet.

Sie regelt die Kooperation im Bereich sozialpsychiatrischer Versorgung, Pla-

nung, Lehre und Forschung. So wird der Leiter des Funktionsbereichs Sozialpsychiatrie an der o. g. Klinik, Dr. Peter Brieger, demnächst zugleich Leiter des Sozialpsychiatrischen Dienstes der Stadt Halle sein. Ziel der Zusammenarbeit ist, die Psychiatrieplanung und sozialpsychiatrische Versorgung der Stadt wissenschaftlich zu fundieren und zu begleiten sowie in Lehre und Forschung sozialpsychiatrische Inhalte auszubauen.

M. Li.

## Das A und O für mich ist die Kommunikation

### Vorgestellt:

Dr. Margret Hempel, Jahrgang 1953, verheiratet mit Jürgen Hempel, Kinder: Tochter Jana (23) und Sohn Tino (19); 1971–74 Lehrerstudium (Mathematik/Deutsch), 1974–78 Schuldienst, 1978–95: Fachlehrerin am IFL Weißenfels, dann wiss. Mitarbeiterin am Harnisch-Institut der Pädagogischen Hochschule Halle-Köthen (Promotion 1991), später am Institut für Grundschulpädagogik Köthen der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, 1995–98 wiss. Mitarbeiterin im Referat Erwachsenenbildung/Weiterbildung des Kultusministeriums Sachsen-Anhalt, seit 1. Mai 1999 Veranstaltungsmanagerin in der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit der Martin-Luther-Universität.

Margret Hempel ist Schnelligkeits-Fan. In der Freizeit flitzt sie auf Inlineskatern oder per Fahrrad durch die Natur und spielt gern Tennis und Squash. Mit größtmöglicher Geschwindigkeit richtete sie auch ihr Büro im Universitätsring 2 ein und strebt dort ein Optimum von Dienstleistungen für Veranstalter von Konferenzen, Tagungen und Kongressen an.

Große Projekte, so die Weltkonferenz ARMENIEN 2000 und das Festjahr 2002 anlässlich der 500. Wiederkehr der Gründung der Wittenberger Universität, nimmt Margret Hempel mit Elan ins Visier. Vier Aufgaben stellt sich die zielstrebige Frau:

- Sie berät und unterstützt in Fragen der Ablauf- und Finanzplanung, von Förderanträgen und Räumen incl. Audio/Videoausstattung.
- Sie informiert über Möglichkeiten der Hotel-, Verkehrsmittel- und Rahmenprogrammabuchung, der Teilnehmer- und Referentenverwaltung sowie



der Einkassierung von Teilnehmergebühren.

- Sie organisiert Besichtigungen von Veranstaltungsstätten vor Ort, die Bereitstellung des Organisationsbüros, den Verkauf von Ausstellungs- und Werbeflächen (in Broschüren, Programmen).
- Sie kontrolliert Einnahmen und Ausgaben, Budgets (Prognose versus Realität), Buchführung und Abrechnung. Unabdingbar für den Erfolg einer Veranstaltung, weiß Margret Hempel zu berichten, sind ein gutes Team, klar definierte Aufgabengebiete, Freiraum für Eigeninitiativen, Konsequenz und Engagement.

Haben Sie nun Fragen an die Fachfrau für Veranstaltungsmanagement? Rufen Sie an oder schicken Sie ein Fax – sie vereinbart gern einen Gesprächstermin mit Ihnen.

Telefon: 03 45 / 552 14 26  
Fax: 03 45 / 552 70 66  
e-mail: hempel@rektorat.uni-halle.de

MaWe

## Orientwissenschaftliches Zentrum eröffnet

Das neu gegründete Orientwissenschaftliche Zentrum der Martin-Luther-Universität (OWZ) soll den orientwissenschaftlichen Einrichtungen der Universität sowie assoziierten Institutionen, die sich mit orientwissenschaftlichen Themen befassen, eine gemeinsame Plattform bieten.

Zum Zentrum gehören zukünftig die Institute für Orientalistik, für Orientalische Archäologie und Kunst, für Indologie, das Seminar für Japanologie, die Forschungsstelle Sprachen und Geschichte der Turkvölker sowie als assoziierte Einrichtungen das Max-Planck-Institut für Ethnologie und das Mesrop-Zentrum für Armenische Studien in Wittenberg.

Geplant sind beispielsweise gemeinsame Forschungsprojekte und Veranstaltungen, die Einrichtung von Gastprofessuren, aber auch fächerübergreifende Lehrangebote für Studierende der Martin-Luther-Universität. Darüber hinaus soll in Kolloquia und Foren die Öffentlichkeit informiert werden. Zu interkulturellen und inter-

religiösen Fragen kann das OWZ für außeruniversitäre Einrichtungen und Interessenten fachlich kompetente AnsprechpartnerInnen vermitteln.

Wichtig für die Forschung: Im OWZ werden vier Bibliotheken zusammengeschlossen: Die Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, das Sondersammelgebiet „Vorderer Orient und Nordafrika“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die Orientbestände der Universitäts- und Landesbibliothek und die Bibliothek des Instituts für Orientalistik.

Mit über 120 000 Bänden und bis zu 6 000 Neuerwerbungen im Jahr wird das OWZ zum bedeutendsten Zentrum wissenschaftlicher Literatur für den Bereich Naher Osten in Deutschland. Die feierliche Eröffnung des Zentrums fand am 9. November statt. Seine Heimstatt wird es nach Abschluß der Sanierungsarbeiten in der imposanten Gründerzeit-Villa Mühlweg 15 haben.

M. Li.

## Anzeige Philharmonie

# „Ein wahrhaft bewegendes Thema“

## Runder Tisch und Demokratie 1989–1990

Seit sieben Jahren fahren die Senatorinnen und Senatoren der Martin-Luther-Universität am 31. Oktober nach Wittenberg, um auf historischem Boden den Reformationstag mit einer akademischen Disputation zu begehen. Das diesjährige Thema „Runder Tisch und Demokratie“ erwies sich „zehn Jahre nach den goldenen Herbsttagen von 1989 offenbar“ als ein „wahrhaft bewegendes“, so der Rektor Professor Dr. Reinhard Kreckel in seiner Begrüßung. Der volle Saal in der Leucorea zeigte es.

### Disputanten von Rang

Eine Disputantin und fünf Disputanten aus Wissenschaft und Gesellschaft hatten sich zusammengefunden, um der Frage nachzugehen, inwieweit Runde Tische heute nur noch „Geschichte“ sind oder sich für die Zukunft als tragfähig erweisen könnten. Es disputierten Professor Dr. Rita Süßmuth, Mitglied des Bundestages, Präsidentin des Deutschen Bundestages a. D. und Vorsitzende der Frauenunion der CDU, Friedrich Schorlemmer, Studienleiter der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt und Professor Dr. Uwe Thaysen, Politikwissenschaftler aus Hamburg. Koreferenten waren Professor Ludwig Ehrler, Rektor der Hochschule für Kunst und Design Burg Giebichenstein, Dr. Rüdiger Fikentscher, Mitglied des Landtages Sachsen-Anhalt, Fraktionsvorsitzender der SPD im Landtag sowie Vorsitzender des Bundesbeirates der SPD und Professor Dr. Everhard Holtmann, Politikwissenschaftler an der Martin-Luther-Universität. Die Moderation übernahm Professor Dr. Dr. Gunnar Berg, Physiker an der Martin-Luther-Universität.

### Runde Tische sicherten friedliche Revolution

Schon die personelle Zusammensetzung des Forums versprach eine vielseitige Sicht auf die vorgegebene Problematik. In einem waren sich jedoch alle einig: Die Runden Tische vom Herbst 1989 – besetzt mit Vertretern aller Interessengruppen, den „neuen“ wie den „alten“ – sicherten den friedlichen Übergang von der Diktatur in die parlamentarische Demokratie und bewiesen, daß das Volk in der Lage war, sich selbst zu organisieren, ja – Regierungen zu stürzen. Die Runden Tische waren der Garant dafür, daß kein Machtvakuum auftrat und die friedliche Revolution nicht in Chaos und Gewalt umschlug. An der Frage, ob Runde Tische auch heute und zukünftig noch ein tragfähiges Modell sein könnten, um aktiv Demokratie auszuüben, erhitzen sich dann aber die Gemüter.

### Runde Tische – Modell für die Zukunft?

Ganz entschieden wandte sich Rita Süßmuth gegen eine „nur“ historische Wertung der Runden Tische. Sie hält diese durchaus für ein geeignetes Modell, sich aktiv in die Politik einzubringen – das aber auf kommunaler Ebene: „Es gibt viele Probleme, die Sie gar nicht mehr anders lösen können, und



Blick auf das Podium; v. l. n. r.: Prof. Ludwig Ehrler, Prof. Dr. Uwe Thaysen, Prof. Dr. Rita Süßmuth, Prof. Dr. Dr. Gunnar Berg, Friedrich Schorlemmer, Dr. Rüdiger Fikentscher und Prof. Dr. Everhard Holtmann

es stiftet eine ganz andere Wir-Bezo-genheit zur Kommune, eine andere Identifikation und setzt Kräfte frei, die wir immer noch bei weitem unterschätzen.“ Aber auch Rita Süßmuth glaubt nicht, daß sich dasselbe Modell auf die Bundesebene übertragen läßt. Dennoch: Ihre Vision von „Gleichberechtigung mit gleicher Augenhöhe“, von „Kooperation“ statt „Herrschaft“ setzt voraus, daß einige Erfahrungen der Runden Tische auch auf Landes- und Bundesebene transportiert werden.

### Wichtig war der Dialog

Auch Friedrich Schorlemmer lehnt ein „Verschwinden“ der Runden Tische im rein Historischen ab. Für ihn ist deren wesentlichstes Moment der Dialog. Einerseits sollte das Dialogangebot den alten Machthabern noch eine gewisse Legitimation schaffen. Andererseits hatten sie damit aber „ihre Wahrheits- und Führungsmaßung praktisch aufgegeben“. Schorlemmer bezeichnet nicht die Runden Tische sondern den Dialog als „eigentlichen Durchbruch“. „Die Situation war reif, und das Volk war erstaunlich weise, mutig und besonnen zugleich.“ Für ihn haben Runde Tische auch zukünftig ihre Funktion bei der Gestaltung des Gemeinwesens, weil sie in der parlamentarischen Demokratie „Problemdebatten für Festgefahrenes und aktuell Brennendes eröffnen“ können. Er hält sie auf kommunaler und Landesebene für ein Instrument, „die Demokratieabstimmung und das Ohnmachtsgefühl der Bürgerinnen und Bürger zu überwinden“.

### Als Beobachter am Runden Tisch

Uwe Thaysen saß selbst als Beobachter am Zentralen Runden Tisch in Berlin. Die Protokolle der Gespräche dort hat er für die Veröffentlichung bearbeitet. Nicht weniger als fünf Bände sind es. (Sie erscheinen noch in diesem Jahr!) So ist es nicht verwunderlich, daß sein Beitrag stark von persönlicher Erfahrung geprägt war. Er gab zu bedenken, daß die Wirkungsweise der Runden Tische keinesfalls überall gleich war. Sie hing ab von den Machtstrukturen vor Ort und von den jeweils

handelnden Personen. Aber bei allen ging es um das Niederringen des sozialistischen Regimes. Wichtig für ihn: „daß Deutsche – ohne die Superstruktur des Staates – Selbstverwaltung zu üben imstande waren.“ Doch Selbstverwaltung ist das eine, die Notwendigkeit, Entscheidungen zu fällen, das andere. Und das geht eben nur „nach dem Prinzip Fünzig plus eins“. Trotzdem will Thaysen Runde Tische und Parlamentarismus nicht gegeneinanderstellen, sondern als sich ergänzende und reaktivierungsfähige Modelle verstanden wissen. Aber auch er betont ihre Grenzen, vor allem hinsichtlich Partizipation, Repräsentation und Legitimation.

Dieser Grundtenor fand sich auch in Rüdiger Fikentschers Ausführungen. Man soll „Runde Tische nicht unterschätzen“. Er hält sie für ein sinnvolles Instrument „zur Ausgestaltung der Demokratie“. Aber: Man darf keinesfalls verwechseln, wer die Entscheidungen trifft und wer nur berät.

### Keine Legitimation ...

Damit steht Rüdiger Fikentscher quasi zwischen den Befürwortern und den Gegnern Runder Tische als Zukunftsmodell, denn Everhard Holtmann verneint konsequent die Frage, ob Runde Tische als politische Institutionen grundsätzlich und von Dauer mit Verfassungskonstruktion und parlamentarischer Demokratie vereinbar seien. Sie könnten „weder die Bedingungen egalitärer Bürgerbeteiligung mittels Wahlen einlösen, noch die Bedingung majoritären Entscheidens“. Auch war die soziale Basis der politischen Repräsentation „unbestimmt, amorph, und das ausgeübte Vertretungsmandat war weder sachlich noch zeitlich klar eingegrenzt“. Außerdem fehlte die Legitimation. Zwar konnten sich die Runden Tische anfangs als berufene Sprecher und Vollstrecker des Volkswillens betrachten, doch wenn „Politik zur Tagesordnung übergeht“, differenziert sich dieser Volkswille entsprechend den unterschiedlichen Interessen aus. Damit geht auch die Legitimationsbasis verloren.

### Parlamente vertragen keine Nebenherrschaft

Holtmanns Fazit: Runde Tische sind immer Orte der Machtausübung und lassen sich nicht über die revolutionäre Zeit hinweg beibehalten, denn „Parlamente vertragen keine Nebenherrschaft“.

Zug der Senatoren vom Rathaus zur Leucorea; v. r. n. l.: Prof. Dr. Rita Süßmuth, Prof. Dr. Reinhard Kreckel, Rektor der Universität, Eckhard Naumann, Oberbürgermeister von Wittenberg, und Dr. Ralf-Torsten Speler, Kustos der Universität

Ähnlich sieht dies auch Ludwig Ehrler, indem er postuliert, daß es im schwierigen politischen Geschäft „vermutlich nichts besseres als die Demokratie“ gibt. „Aber ich glaube nicht, daß es der Runde Tisch ist.“

Allen gegensätzlichen Meinungen zum Trotz: In Wittenberg lebt eine dem Runden Tisch ähnliche Form der Bürgerbeteiligung fort: das Stadtforum. Dort werden – so Oberbürgermeister Eckhard Naumann – die großen Themen der Stadtentwicklung diskutiert.

Eigentlich hatte Magnifizenz Reinhard Kreckel das Fazit dieser Disputation gewissermaßen schon vorweggenommen, als er von der „tiefen, verständlichen Sehnsucht der Menschen ... nach direkter Demokratie, nach persönlicher Teilhabe an den maßgeblichen politischen Entscheidungen“ sprach. Während der politischen Wende waren hierfür die Runden Tische die richtige Institution zur richtigen Zeit. Die reichen Erfahrungen daraus in einer historischen „Schublade“ verschwinden zu lassen, wäre sicher ebenso falsch wie ein kritikloses Übertragen in die gegenwärtige politische Praxis. Es gibt also auch nach dem Reformationstag 1999 noch viel Stoff zu weiterer Disputation und Diskussion.

Monika Lindner

Die gesamte Disputation erscheint voraussichtlich im Frühjahr 2000 im Verlag Leske & Budrich: Rita Süßmuth, Friedrich Schorlemmer, Uwe Thaysen – Runder Tisch und direkte Demokratie 1989-90

### Impressum

**Herausgeber:**  
Der Rektor  
Prof. Dr. Reinhard Kreckel  
**Redaktion und Layout:**  
Jens Gerth, Dr. Monika Lindner, Ute Olbertz, Stefan Schwendtner (Koordination), Dr. Margarete Wein  
**Anschrift:**  
Rektorat der Martin-Luther-Universität  
06099 Halle/Saale  
**Ruf:**  
(0345) 5 52 14 20/22/24, 5 52 10 08  
**Telefax:**  
(0345) 5 52 70 82  
**e-mail-Adressen:**  
m.lindner@verwaltung.uni-halle.de  
m.olbertz@verwaltung.uni-halle.de  
m.wein@verwaltung.uni-halle.de  
**Internet-Adresse:**  
www.verwaltung.uni-halle.de/dezern1/presse/welcome.htm  
**Grafik-Design:**  
Barbara und Joachim Dimanski, Halle  
**Druckvorstufe:**  
Satz & Grafik Halle  
**Druck:**  
Union Druck Halle



# Hallesche ForscherInnen in der Wissenschaftspublizistik der Welt (VIII)

Pflanzen produzieren neben 15 bis 20 000 Primärstoffen, die für ihre Entwicklung und ihr Wachstum unentbehrlich sind, mehr als 200 000 sogenannte Sekundärstoffe, auch Naturstoffe genannt. Diese haben sich unter Selektionsdruck als für den Erhalt der Art vorteilhaft erwiesen.

## Funktionen der Sekundärstoffe

Die Sekundärstoffe, z. B. Terpenoide, Alkaloide oder Phenole, haben wichtige Funktionen in Interaktionen der Pflanze mit ihrer Umwelt, im Ökosystem. So locken sie Insekten an und sichern die Bestäubung der Blüten sowie die Verbreitung von Samen. Sie wehren Pathogene ab und wirken als Signale in symbiotischen Systemen – wie den Leguminosen-Wurzelknöllchen – oder schützen durch Einlagerung von Pigmenten in Abschlußgeweben gegen schädigende UV-Strahlung.

Außer den Sekundärstoffen, die die Pflanze konstitutiv, quasi prophylaktisch produziert, realisiert sie als „Antwort“ auf Signale der Umwelt Veränderungen im Stoffwechsel. Die Pflanze reagiert mit ihrem genetischen Potential gezielt auf verschiedenste Umwelteinflüsse und geht folglich sehr ökonomisch mit den energieaufwendigen Biosynthesen der Sekundärstoffe um, die nur bei Bedarf gebildet werden.

## Aktivitäten der Biosynthese

Die Biosynthese-Produkte zeigen unterschiedlichste, auf die jeweiligen Einflüsse abgestimmte Aktivitäten. Eigenschaften der Sekundärstoffe, die auf Interaktionen mit Insekten, Pilzen, Bakterien oder Viren abgestimmt sind, werden von Pharmazie und Medizin in steigendem Maße genutzt. Die Biosynthesen der häufig sehr komplexen Sekundärstrukturen lassen sich auf die katalytischen Aktivitäten hoch spezialisierter Proteine (Enzyme) zurückführen.

Eines der wichtigsten Ziele von Pflanzenbiochemikern ist die Aufklärung biologischer Katalyse-Mechanismen, die der Bildung von Naturstoffen zugrunde liegen. Ziel ist es, von den Enzymen zu lernen, um neue biotechnologische Verfahren zur Gewinnung von Naturstoffen entwickeln zu können. Isolierung und Charakterisierung der Enzyme sind häufig sehr schwierig und manchmal noch unmöglich.

## Probleme als Herausforderung

Aber gerade solche Probleme fordern Professor Strack heraus. Die Erforschung der Wirkungsweise enzymatischer Katalysen in der Bildung von Naturstoffen ist einer seiner Arbeitsschwerpunkte. Deshalb beteiligt er sich seit 1997 mit Dr. Jürgen Schmidt aus der Abteilung Naturstoffchemie des IPB an einem von Prof. Dr. Joachim Schröder (Institut für Biologie II der Universität Freiburg) initiierten Gemeinschaftsprojekt.

Das Team widmete sich einer bestimmten Gruppe von pflanzlichen Polyketidsynthesen, die die Bildung eines breiten Spektrums von Sekundärstoffen katalysieren: angefangen bei Verbindungen, die in pflanzlichen Abwehrreaktionen eine Rolle spielen, über Vorstufen für die Bitterstoffe des Hopfens bis hin zu den Pigmenten der Blüten und Früchte. Rein formal führen die Polyketidsynthesen eine Verkettung von Essigsäuremolekülen durch – die Vielfalt kommt durch weitere Veränderungen zustande, wie Bildung zyklischer Strukturen und Beteiligung von Bausteinen anderer Strukturklassen. Theoretisch sind über 100 000 000 verschiedene Polyketidstrukturen möglich.

## Internationale Kooperation

An den Untersuchungen wirkten außer den Hallensern und Freiburgern auch Wissenschaftler aus Würzburg und

Helsinki mit. Das Ergebnis der breit angelegten internationalen Kooperation mit vielfältigen Methoden – spektroskopische Strukturaufklärung, Proteinchemie, Gentechnik – war die Entdeckung einer neuen, ganz unerwarteten Funktion einer dieser Polyketidsynthesen. Das Enzym katalysiert aus drei Essigsäuremolekülen die Bildung eines zyklischen Pyrons; dies ist das Grundgerüst des Gerberins und des erstmals in der Gerbera nachgewiesenen Parasorbosids.

Für beide Substanzen wird vermutet, daß sie Fraßfeinde abschrecken. Eine solche Enzymaktivität wurde in dieser bestimmten Gruppe von Polyketidsyn-

thesen bisher nicht vermutet. Interessanterweise akzeptiert das Enzym nicht nur die Vorstufen für die Biosynthese der pflanzeigenen Pyrone, sondern auch Verbindungen, die das Grundgerüst für in der HIV-Therapie eingesetzte Enzymhemmstoffe bilden.

Die Wissenschaftler eröffnen so einen neuen Weg zur biotechnologischen Herstellung pharmakologisch interessanter Stoffe und zeigen zugleich ein überzeugendes Beispiel für das unerschöpfliche Biosynthese-„Know-How“ der Pflanzen.

MaWe



## Dieter Strack in „Nature“

Professor Dr. Dieter Strack, Jahrgang 1945, studierte Biologie in Gießen und Köln, wurde 1973 zum Dr. rer. nat. promoviert, verbrachte danach als Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) ein Jahr an der University of South Florida in Tampa und habilitierte sich 1981 an der Universität Köln. Er arbeitete dort zunächst als außerplanmäßiger Professor am Botanischen Institut und erhielt 1985 ein Heisenberg-Stipendium der DFG. 1987 wurde er C3-Professor für Pharmazeutische Biologie an der TU Braunschweig. 1993 folgte er dem Ruf auf eine C4-Professur für Biochemie des pflanzlichen Sekundärstoffwechsels am FB Pharmazie der Martin-Luther-Universität und wurde gleichzeitig zwecks Leitung der Abteilung Sekundärstoffwechsel des Leibniz-Instituts für Pflanzenbiochemie (IPB) beurlaubt. 1994 erhielt er ein Stipendium der „Japan Society for the Promotion of Science“ (JSPS) am Institut „Applied Genetics and Biotechnology“ der Miyazaki Universität in Japan. Seit 1998 ist Professor Strack „Regional Editor“ der Zeitschrift „Phytochemistry“ (Elsevier Science-Verlag) und ist verantwortlich für Publikationen aus Kontinentaleuropa und Rußland. 1998 publizierte Dieter Strack (mit 11 weiteren Autoren) in „Nature“ 396, 387–390, neue Ergebnisse zur Biosynthese von Polyketiden in Pflanzen.

## Akademie-Projekt kommt an die Universität Halle Arbeitsgruppe „Zeitstrukturen endokriner Systeme“ nimmt Arbeit auf

Erstmals wird ein naturwissenschaftliches Langzeitprojekt der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig in Sachsen-Anhalt an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg eingerichtet. Der Genehmigung des anspruchsvollen Projektes ging ein intensives wissenschaftliches Evaluierungsverfahren durch das Plenum der Sächsischen Akademie, die Union der Akademien Deutschlands mit Sitz in Mainz, die Bund-Länder-Konferenz und das Kultusministerium des Landes Sachsen-Anhalt voraus.

Das eigenständige Arbeitsvorhaben „Zeitstrukturen endokriner Systeme“ mit dem Untertitel „Zum Einfluß von Indolaminen auf Sekretionsrhythmik und Signaltransduktionsprozesse der Langerhansschen Insel“ wird je zur Hälfte vom Bund und vom Land Sachsen-Anhalt finanziert. Es steht unter der Leitung des Ordentlichen Mitgliedes der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, Prof. Dr. Elmar Peschke, und wird seiner Arbeitsgruppe „Chronoendokrinologie“ mit Sitz im Institut für Anatomie und Zellbiologie angegliedert. Die Laufzeit des Projektes umfaßt 15 Jahre bei einem geplanten und bestätigten finanziellen Gesamtumfang von 4 Mio. DM. Durch die Genehmigung können drei Mitarbeiter eingestellt werden. Der Forschungserfolg der Arbeitsgruppe wird alle drei Jahre durch ein Projekt-

begleitendes unabhängiges Gutachtergremium sowie die Union der Akademien Deutschlands evaluiert.

## Endokrinologie im Focus der Chronobiologie

Schwerpunktmäßig werden im Rahmen des Akademieprojektes endokrinologische Fragestellungen unter besonderer Berücksichtigung und Charakterisierung biorhythmischer (ultra-, circa- und infradianer) Abläufe untersucht. Im Vordergrund steht die Überprüfung des Einflusses von Indolaminen (Melatonin, Serotonin) auf die pankreatische Insel und ihr Sekretionsmuster. Dazu wurden bisher zahlreiche Voruntersuchungen – vorerst zur Zellaktivität der Insulin-produzierenden B-Zelle – durchgeführt, die mit Hilfe eines effizienten Perifusions-Systems möglich wurden. Dieses *in vitro*-System erlaubt die Erfassung der Sekretionsdynamik sowohl von Geweben als auch von Einzelzellen. Bisherige Untersuchungen isolierter pankreatischer Inseln von neonaten Wistar-Ratten und Tiermodellen (z. B. hyperglykämisch-hyperinsulinämische obese Mäuse) sollen auf Insulin-produzierende immortalisierte Zellstämme und menschliches Operationsmaterial ausgedehnt werden. Schließlich wird angestrebt, die gewonnenen Be-

funde unter *in vivo*-Bedingungen im Hinblick auf zentralnervöse Angriffspunkte der Indolamine und ihre möglicherweise klinische Relevanz zu überprüfen. Diesem letztgenannten Aspekt ist besondere Aufmerksamkeit zu schenken, weil der Diabetes mellitus die häufigste Stoffwechselkrankheit der modernen Industrieländer ist, die Krankenkassen bereits heute jährlich 18 Milliarden DM für diabetesbedingte Sekundärleiden ausgeben und zu erwarten steht, daß sich die Kosten in nur 10 Jahren auf 40 Milliarden erhöhen werden. Bereits 2001 wird ein Anstieg auf bis zu 8 Millionen Diabetiker in Deutschland befürchtet (Der Spiegel 33/1997). Weltweit werden Anstrengungen unternommen, dieser Entwicklung zu begegnen. Das Projekt gliedert sich in diese Zielstellungen ein.

## Weitgespanntes Methodenspektrum

Im Mittelpunkt der geplanten Untersuchungen stehen folgende Schwerpunkte:

1. Charakterisierung circadianer Hormon-Sekretionsrhythmen der isolierten pankreatischen Insel,
2. Analytik kausaler Mechanismen bereits in Vorversuchen nachgewiesener Indolamineffekte auf die Insulinfreisetzung,

3. Nachweis von Melatonin-Rezeptoren bei Inselzellen, aufbauend auf bisherigen positiven funktionellen, autoradiographischen und molekularbiologischen Ergebnissen an pankreatischen Inseln,
4. Erweiterung bisheriger Befunde zum Indolamineinfluß auf intrazelluläre Signaltransduktionsmechanismen der B-Zelle unter Einbeziehung von elektrophysiologischen und Laser-scanning-Analysen,
5. Untersuchungen zur Radikalfänger-Bedeutung von Melatonin an der pankreatischen Insel unter Anwendung von Perifusionstechnik, HPLC und Elektronen-Spin-Resonanzspektroskopie. Dieser letzte Punkt des Arbeitsprogrammes leitet bereits zu praxisrelevanten Zielstellungen über, die unter Berücksichtigung von *in vivo*-Untersuchungen die Zielstellungen des langfristigen Arbeitsprogrammes komplettieren und klinische Aspekte berücksichtigen sollen. Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß sich unter besonderer Berücksichtigung biorhythmischer Abläufe das Arbeitsspektrum des Projektes von der experimentellen bis hin zur klinischen Diabetologie spannt.

Elmar Peschke

aus den fakultäten  
und fachbereichen



Prof. Dr. Elmar Peschke

# Personalkommissionen und Integrität

## Über die „Wende“ an der Universität, zweiter Teil

In der Oktober-Ausgabe begannen wir mit einer Reflexion der Ereignisse an der Universität während der politischen Wende. Dieser Versuch, zehn Jahre Vergangenes ans Licht zu holen, soll hier fortgesetzt werden. Die eigentliche Wende – die Öffnung der Mauer, der Sturz des SED-Regimes – war der Beginn eines langen, komplizierten Erneuerungsprozesses an der Universität. Zu den wichtigsten Schritten auf diesem Weg zählte die Bildung von Personalkommissionen an den Hochschulen. Ihre Aufgabe: die Überprüfung des gesamten wissenschaftlichen Personals und der Verwaltungsangestellten auf ihre Eignung für den weiteren Dienst in den Hochschulen des Landes.

### Das Gesetz

Den Weg hierfür legte das am 31. Juli 1991 verabschiedete „Gesetz zur Erneuerung der Hochschulen des Landes Sachsen-Anhalt“ (kurz Hochschulneuerungs-gesetz – HEG LSA genannt) fest. In den Paragraphen 64 bis 68 des 7. Abschnitts wurden „besondere Maßnahmen zur Erneuerung des wissenschaftlichen und künstlerischen Personals“ vorgegeben. Gemeint war damit die Überprüfung der persönlichen Eignung und der fachlichen Qualifikation, vor allem, um zukünftig Deformationen und wissenschaftsfremde Einflüsse zu vermeiden, wie sie aus den vergangenen 50 Jahren sozialistischer Hochschulgeschichte hinlänglich bekannt waren. In einem förmlichen Verfahren sollte festgestellt werden, welche Hochschulangehörigen nicht über die erforderlichen Voraussetzungen für ihre weitere Tätigkeit verfügten, weil sie „gegen die Grundsätze der Menschlichkeit oder Rechtsstaatlichkeit“ verstoßen hatten. Für die Feststellung der fachlichen Qualifikation war die Bildung von Berufungskommissionen vorgesehen, über die wir an dieser Stelle jedoch nicht berichten wollen.

### Die Umsetzung

Zur Durchführung dieser „Evaluierungen“, wie sie in der Folgezeit genannt wurden, konstituierten sich im Oktober 1991 an der Martin-Luther-Universität drei Personalkommissionen: für Geisteswissenschaften – incl. der Verwaltungsangestellten in den zentralen Einrichtungen, für Naturwissenschaften und Landwirtschaft und für Medizin. Die Verwaltungsangestellten in den Fachbereichen wurden von der jeweils zuständigen Kommission überprüft. An den später integrierten Einrichtungen – der Pädagogischen Hochschule und der Technischen Hochschule Merseburg – gab es ebenfalls Personalkommissionen. Jede von ihnen bestand aus sieben ständigen und fünf nichtständigen Mitgliedern. Letztere repräsentierten ihren Fachbereich oder die betref-

fende Verwaltungseinrichtung. Alle wurden sie vom Minister für Bildung, Wissenschaft und Kultur berufen. Drei der sieben ständigen Mitglieder mußten Personen des öffentlichen Lebens sein; für die anderen vier und die nichtständigen reichten die verschiedenen Universitätsgremien Vorschläge ein, die immer öffentlich bekanntgegeben wurden. Aus ihnen wählte das Ministerium die Kommissionsmitglieder aus. Die ebenfalls vom Ministerium ernannten Vorsitzenden kamen aus den Reihen der Personen des öffentlichen Lebens. Die geisteswissenschaftliche Personalkommission wurde anfangs vom Stadtverordneten Matthias Waschitschka, später von Pastorin Thea Ilse geleitet. Der Personalkommission Naturwissenschaften / Landwirtschaft stand Professor Dr. em. Horst Sackmann vor. Er wurde kurz vor Abschluß der Arbeiten aus gesundheitlichen Gründen von Dr. Reinhold Wollgiehn abgelöst. Die medizinische Personalkommission leitete Dr. Michael Klapperstück. Unterstützt wurden sie jeweils von StellvertreterInnen und GeschäftsführerInnen.

### Das Verfahren

Die neu gegründeten Kommissionen sahen sich einem nahezu unüberwindlichen Berg von Einzelfallprüfungen gegenüber. Hinter jedem „Fall“ stand ein Mensch, ein persönlicher und beruflicher Werdegang. Die Kommissionsmitglieder sollten keine „Hexenjagden“ in Gang setzen. Doch die Betroffenen mußten sehr wohl danach beurteilt werden, ob sie am Neuaufbau der Universität teilnehmen konnten oder seine Glaubwürdigkeit in Frage stellten. Welche Verantwortung auf den Schultern aller Mitglieder ruhte, läßt sich ermes-sen, wenn man einige Evaluierungskriterien ansieht. Da mußten Funktionen innerhalb der Universitätsstruktur, in Parteien und gesellschaftlichen Organisationen, Tätigkeiten in Kommissionen inner- und außerhalb der Universität, in Kampfgruppen, Disziplinausschüssen etc. berücksichtigt werden. Der entscheidende Punkt war die mögliche Beeinträchtigung der Freiheit von Wissenschaft, Lehre und Forschung oder der Glaubens- und Gewissensfreiheit. Die Benachteiligung von Hochschulmitgliedern aus politischen und ideologischen Gründen war ebenso Gegenstand der Überprüfungen wie die Ausrichtung von Tätigkeiten an wissenschafts- und hochschul-fremden Zielen. So konnte von einer persönlichen Eignung auf keinen Fall die Rede sein, wenn eine Tätigkeit als Informeller Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit vorlag oder wenn der- oder diejenige lange Zeit hauptamtlich leitend im Apparat der SED, der FDJ, des FDGB, der Nationalen Front, der Blockparteien oder im Staatsapparat tätig war. Als besonders



In diesem Gebäude – Reichardtstraße 9 – befanden sich die Geschäftsstellen der drei Personalkommissionen

relevant wurde das bewußte Verursachen von „Karriereknicken“ aus politischen oder ideologischen Gründen eingeschätzt, so die Beteiligung an disziplinarischen Maßnahmen und an Entscheidungen gegen nicht systemkonforme oder religiös gebundene Studentinnen und Studenten. Die Reihe der Kriterien ließe sich noch lange fortsetzen, doch eines zeigt schon diese Auswahl: Die größten Schwierigkeiten bestanden in der Beschaffung von beweiskräftigen Unterlagen für die zu treffenden Entscheidungen. Zum einen waren die „kaderpolitischen Akten“ aus jahrzehntelanger sozialistischer Zeit oft nicht mehr vollständig; man hatte sie unmittelbar nach dem Sturz des SED-Regimes „ausgedünnt“. Zum anderen lagen die Überprüfungsergebnisse der „Gauck-Behörde“ noch nicht vor.

Wie gingen nun die Personalkommissionen dieses schwierige Problem an? Zuerst wurden alle zu evaluierenden Personen um eine schriftliche „Selbstauskunft“ gebeten. Diese und die anderen zur Verfügung stehenden Materialien wie Kader- und Berufsakten, Unterlagen der Studienabteilungen, der Prorektorate, des Sicherheitsbeauftragten und von Disziplinausschüssen etc. wurden danach ausgewertet. Daraus resultierte der Vorschlag einer Nichtanhörung oder Anhörung. Auf letztere verzichtete die Kommission nur bei Einstimmigkeit. Der Anzuhörende sah sich nicht etwa mit der pauschalen Abhandlung einer Fragenliste konfrontiert, sondern immer wurde ein persönliches Gespräch geführt. Die Anhörung leitete jeweils ein ständiges Mitglied; alle anderen – auch die nichtständigen Mitglieder – waren ebenso am Gespräch beteiligt. Den nächsten Schritt bildete – in Abwesenheit des Angehörten – eine kurze Diskussion und die geheime Abstimmung für oder gegen eine Empfehlung zur Abberufung bzw. Kündigung. Es gab zwar ein Gesprächsprotokoll, aber nur die Abstimmungsergebnisse wurden mit schriftlicher Begründung dem Ministerium mitgeteilt. Von dort erhielten die Evaluierenden ihre „positiven“ oder „negativen“ Benachrichtigungen. In einigen Fällen ergab das Votum nicht die erforderlichen sieben Stimmen für eine Positiv- oder Negativ-Empfehlung. Diese verwies man an die Landespersonalkom-

mission. Sie bestand aus elf Mitgliedern, die aus den Hochschul-Personalkommissionen des Landes kamen. Sie wurden von den Hochschulen vorgeschlagen und ebenfalls vom Minister berufen.

### Die Ergebnisse

Die Anhörungsverfahren begannen im Dezember 1991 und endeten im Oktober 1992. Hier einige Zahlen aus zwei Personalkommissionen, die das Ausmaß der geleisteten Arbeit deutlich machen. Allein von der geisteswissenschaftlichen Kommission wurden 570 Universitätsangehörige zu Anhörungen eingeladen. Von 1437 durch diese Kommission insgesamt überprüften Personen wurden 1270 positiv und 109 negativ empfohlen. In 58 Fällen gab es keine eindeutige Entscheidung. In der naturwissenschaftlich / landwirtschaftlichen Kommission sah dies so aus: Überprüfte Personen 577, davon 516 positiv, 52 negativ und 9 nicht eindeutig. Diese Zahlen sind das eine. Sie belegen das Geleistete zwar ganz konkret, aber wie steht es um das „ideelle“ Ergebnis?

Die Arbeit der Personalkommissionen insgesamt war ein wichtiger, unabdingbarer Beitrag zur Erneuerung der Universität. Natürlich gab es (vor allem aus der Sicht von betroffenen, häufig aus der Vergangenheit stark belasteten Personen) auch Kritik. Nicht selten befahl die Evaluierenden ein Gefühl der Zwiespältigkeit, vielleicht auch deshalb, weil diese Form der Vergangenheitsbewältigung nur innerhalb des öffentlichen Dienstes möglich war. In anderen Bereichen – wie Wirtschaft und Industrie – blieb die Frage nach der Verantwortlichkeit des einzelnen oft bis heute ungestellt.

„Wir haben“ – so zitierte Laszlo Csiba einmal den französischen Künstler Ives Klein – „eine einzige Wahrheit. Diese Wahrheit ist unsere Aufrichtigkeit.“ Solche Art von Aufrichtigkeit forderten die Personalkommissionen ein – und legten sie auch ihren Entscheidungen zugrunde. Schwierig für sie, aber notwendig für uns alle.

Monika Lindner / Elke Hartmann / Günther Peinhardt



Anzeige  
Immodat

# Kalender und Kulturen

## Entdeckungen im rätselhaften Reich der Zeit



Ein neues Millennium steht vor der Tür – aber wann? Viele meinen, daß es mit dem 1. Januar 2000 beginnt. Und dieser allererste Tag in unserem Leben, an dem wir beim Datum die Jahreszahl mit einer ZWEI beginnen dürfen, ist bestimmt etwas Besonderes. Falls man nicht in einer ganz anderen Zeit lebt. Denn der gregorianische Kalender (der aber vielleicht auch nicht ganz stimmt) ist zwar der weltweit am meisten verbreitete, aber der einzige ist es nicht. Die Juden haben bereits das Jahr 5761 erreicht; der Islam zählt das 1420. Mondjahr nach Auswanderung des Propheten Mohammed von Mekka nach Medina; die Buddhisten leben schon im Jahr 2544 nach Buddha. – Wandern wir also ein wenig durch die Labyrinth der Kalender und Kulturen, durch Raum und Zeit ...

### Sumer, Mesopotamien, Babylon

Die Einteilung der Zeit folgt zwei Prinzipien, vorgegeben durch Sonne oder Mond. Die Mondphasen sind einfach zu beobachten: zunehmender Mond, Vollmond, abnehmender Mond, Neumond (auch Schwarzmund genannt). Die Zeitspanne zwischen zwei gleichartigen Mondphasen heißt *synodischer Monat*. Er hat 29 Tage, 12 Stunden und 44 Minuten – doch Kalender rechnen nur mit ganzen Tagen. Zwei synodische Mondumläufe dauern 59 Tage; darum hatten die Monate im alten Mesopotamien abwechselnd 30 und 29 Tage. Regelmäßig wiederholten sich die Getreideernte und das Frühjahrshochwasser von Euphrat und Tigris. Zwischen zwei Ernten oder Überschwemmungen vergingen ungefähr 12 Lunationen.

So „erfanden“ wohl die Sumerer im frühen 3. Jt. v. Chr. das 12monatige Jahr. Aber ein Mondjahr mit 354 Tagen weicht vom Naturjahr ab. Nach einiger Zeit stellte sich heraus, daß Erntemonate nicht mehr in die Erntezeit fielen! Pro Jahr fehlten 11 Tage – nach sechs Jahren schon zwei Monate! Man schob bei Bedarf einen Zusatzmonat ein. Die sumerischen Städte (Stadtstaaten) besaßen keinen einheitlichen Kalender. Identisch war nur das lunare Prinzip. Das Jahr begann meist im Frühjahr, in manchen Lokalkalendern im Herbst. Aus altsumerischer Zeit sind für einzelne Städte Monatsnamen belegt. Seit altbabylonischer Zeit wurden allmählich überall die Monatsnamen von *Nippur* rezipiert (Jahresbeginn am 1. *Nisan* im Frühjahr).

Am Anfang des 1. Jt. v. Chr. erkannten die Babylonier, daß die Sonne die Ekliptik (Tierkreis) in einer schiefen Bahn durchleitet und dadurch die vier Jahreszeiten verursacht. Spätestens seit dem 5. Jh. v. Chr. teilte man die Ekliptik in 12 Teile zu je 30 Grad ein. Jeder Abschnitt entsprach einem Tierkreiszeichen. Doch der Lunarkalender, perfektioniert mit Hilfe genauerer Periodenrelationen zwischen Mondmonaten und Sonnenjahr, blieb bestehen.

Im 6. Jh. v. Chr. (oder früher) errechneten babylonische Astronomen, daß 19 Sonnenjahre 235 synodischen Monaten entsprechen. Seit 503 v. Chr. interkalierten sie im 3., 6., 8., 11., 14., 17. und 19. Jahr des 19-jährigen Zyklus einen Zusatzmonat – meist durch Verdoppelung des letzten Kalendermonats *Addaru*, bloß im 17. Jahr per Einschub eines zweiten Monats *Ululu*.

Diesen lunisolaren Kalender benutzte die achämenidische Verwaltung in ganz Persien. Selbst als das Reich an die Makedonen fiel, blieb kalendarisch alles beim alten. Erst die Seleukiden, die schließlich das Alexanderreich eroberten, nahmen einige Änderungen vor. Seleukos I. Nikator († 280) führte erstmals in der Weltgeschichte eine Ära als Anfang der Zeitrechnung in seinem Reich ein. Das Epochenatum war der 1. *Dios* (= 7. Oktober) 312 in den westlichen und der 1. *Nisan* (= 3. April) 311 in den östlichen Reichsteilen. Im Westen begann das Jahr nach makedonischem und syro-phönikischem Vorbild im Herbst, im Osten im Frühjahr.

### Israel

Der Kalender Altisraels dürfte sich in der Königszeit (10. bis 7. Jh. v. Chr.) kaum vom lunaren Kalender Mesopotamiens unterschieden haben. Das Jahr fing im Herbst vor der Regenzeit an und endete mit dem Laubhüttenfest zum Schluß der Obst- und Weinernte. Dann kam das Neujahrsfest *rosch haschsana*. Als das Südreich Juda Ende des 7. Jh. v. Chr. ein Vasallenstaat des neubabylonischen Großreichs wurde, erfolgte eine Kalenderreform, die auch in nachexilischer Zeit beibehalten wurde: Das Jahr begann nun im Frühjahr mit dem 1. *Nisan*. Das alte Neujahrsfest wurde aber nicht verschoben.

In der Achämenidenzeit lernten die Juden den 19-Jahres-Zyklus kennen. Nach rabbinischer Tradition wurde in Jerusalem der Monatsbeginn festgelegt,

sobald zwei glaubwürdige Zeugen die Mondsichel am Abendhimmel sahen. Dann wurden Boten ausgeschiedt, den offiziellen Monatsbeginn zu verkünden. Der Jahresanfang blieb auch in hellenistischer Zeit auf dem Frühjahrstermin.

Im 4. Jh. n. Chr. führte das Rabbinat einen festen Kalender ein. Das Jahr begann nun wieder mit dem 1. *Tischri* im Herbst. In jedem 3., 6., 8., 11., 14., 17. und 19. Jahr des 19-jährigen Zyklus wurde, wie in Babylon, ein zweiter Monat *Adar* eingeschoben. Seit dem Frühen Mittelalter wurden die Jahre von der „Erschaffung der Welt“ an gezählt (= 3761 v. Chr.). Diese Rechnung gilt noch heute in Israel, wo man also jetzt schon im Jahr 5761 lebt. Eine Besonderheit des israelitischen Kalenders: Er war in Wochen von 7 Tagen eingeteilt. Den Abschluß der Woche bildete der Sabbat, an dem die Arbeit ruhte. Die Herkunft der Woche bzw. des Sabbat ist unklar.

### Palästina

Das offizielle Judentum berechnete Feste und Jahre nach dem Lunisolarkalender, doch es gab Gruppen, die vehement einen Sonnenkalender verfochten. Die Kalenderfrage war einer der Gründe, warum sich die Gemeinschaft von *Qumran* von der Jerusalemer Tempelgemeinde trennte. Dieser Sonnenkalender bestand aus vier Quartalen zu je drei Monaten. Alle Monate waren gleich lang: 30 Tage. Am Ende eines Quartals wurde ein zusätzlicher Tag eingefügt, so daß das Jahr 364 Tage hatte. Ihm war der Sabbatrhythmus inhärent. Kam ein Kind am Montag auf die Welt, fiel sein Geburtstag lebenslang auf einen Montag. Das Jahr bestand genau aus 52 Wochen, war also  $1\frac{1}{4}$  Tage kürzer als ein Stern- oder Äquinoktialjahr. Wie man das Problem löste, ist unbekannt. Eine Interkalationsregel fehlt. Vielleicht hatte der Sonnenkalender einen *blank day* – im Kalender vorhanden, aber nicht gezählt –, den man für den Advent einer der messianischen Gestalten, die man erwartete, reservierte.

### Ägypten

Als einziges Volk der Alten Welt besaßen die Ägypter einen Sonnenkalender. Daneben gab es einen Mondkalender für die Berechnung von Götterfesten, der aber sonst bedeutungslos war. Das Jahr hat 365 Tage und ist in 12 Monate zu je 30 Tagen eingeteilt. Es beginnt mit dem Monat *Thot* – benannt nach dem Gott, der die Zeitrechnung erfand. Am Jahresende folgen 5 Zusatztage, als *Epagomenen* (griechisch: die „Hinzugekommenen“) bezeichnet, die Geburtstage der Götter *Osiris*, *Isis*, *Horus*, *Seth* und *Nephthys*. Die Jahreslänge wurde nicht durch astronomische Beobachtung des Sonnenlaufs, sondern rein praktisch ermittelt: Die Nilüberschwemmung in Unterägypten erfolgt stets einige Wochen nach der ersten Sichtbarkeit des Sternes *Sirius* (griechisch: *Sothis*, ägyptisch *Sopdet*) am Morgenhimmel kurz vor Sonnenaufgang. Der „Morgenerst des *Sirius*“ fand in der Antike am 20. Juli statt. Von einem Aufgang des *Sirius* bis zum nächsten vergingen etwa 365 Tage. Bereits ein Text der 1. Dynastie apostrophiert *Sirius* als „Bringer des neuen Jahres und der Überschwemmung“. Das Jahr wurde in 3 Jahreszeiten zu je 4 Monaten eingeteilt, analog dem bäuerlichen Leben (*Achet* = Überschwemmung, *Peret* = Wachsen der Saat, *Schemu* = Hitze/Erntezeit). Zur exakten Länge des Sonnenjahres fehlte

dem ägyptischen Jahr ein Vierteltag. Folglich verschob sich der Jahresanfang alle vier Jahre um einen Tag. Erst nach 1461 ägyptischen oder Sothisjahren fiel der Morgenerst wieder auf den gleichen Tag. Deshalb nennt man das Sothisjahr *annus vagus* oder Wanderjahr. Wann es eingeführt wurde, ist nicht bekannt.

Ptolemaios III. Evergetes (246–222) wollte das *annus vagus* fixieren, indem er 238 v. Chr. verfügte, alle vier Jahre einen zusätzlichen Tag einzuführen, doch die ägyptische Priesterschaft bestand auf dem Wanderjahr und ignorierte die Neuerung. Erst nach der Eroberung des Ptolemäerreichs durch Augustus wurde das feste alexandrinische Jahr in ganz Ägypten eingeführt. Die Ära von Augustus begann am 29. August 30 v. Chr. Das alexandrinische Jahr war, bis auf den zusätzlichen Schalttag alle vier Jahre, mit dem ägyptischen Sonnenjahr identisch. Diesen Kalender übernahmen auch die Christen in Ägypten. Sie änderten nur das Epochenatum: Die „Ära der Märtyrer“ begann mit dem Regierungsantritt von Kaiser Diokletian (284–305) am 1. *Thot* (= 29. August) 284 n. Chr. Sie wird bis heute von den Kopten benutzt.

Die Autoren des Beitrages, die alle gern viel, viel mehr zu diesem interessanten Thema geschrieben hätten, sind Michael Lurje (Griechenland), Burkhard Meißner (Rom), Markus Mode (Maya) und Jürgen Tübach (Sumer, Mesopotamien, Babylon, Israel, Palästina, Ägypten).

Je vier Jahre bilden einen Zyklus, dessen Jahre nach den vier Evangelisten benannt sind (Matthäus, Markus, Lukas, Johannes). Die Lukasjahre haben 366 Tage. Die äthiopische Kirche rezipierte den koptischen Kalender, änderte aber das Ausgangsdatum: Die „Ära der Barmherzigkeit“ ist eine Inkarnationsära und zählt die Jahre seit Christi Geburt. Ihr erstes Jahr fällt ins Jahr 5501 der Weltära des alexandrinischen Mönches Anianos (ca. 400 n. Chr.) und entspricht 8/9 n. Chr. julianischer Rechnung. Da Äthiopien die gregorianische Kalenderreform nicht vollzog, differieren äthiopische Kalenderdaten nicht nur im Jahr, sondern auch im Tag. Die Zeitrechnung „nach Christi Geburt“ geht auf den römischen Abt Dionysius Exiguus (ca. 470–550) zurück, der die Geburt Jesu ins Jahr 754 *ab urbe condita* verlegte, was Anianos' Jahr 5493 und der äthiopischen Inkarnationsära 8 v. Chr. entspricht.

### Griechenland

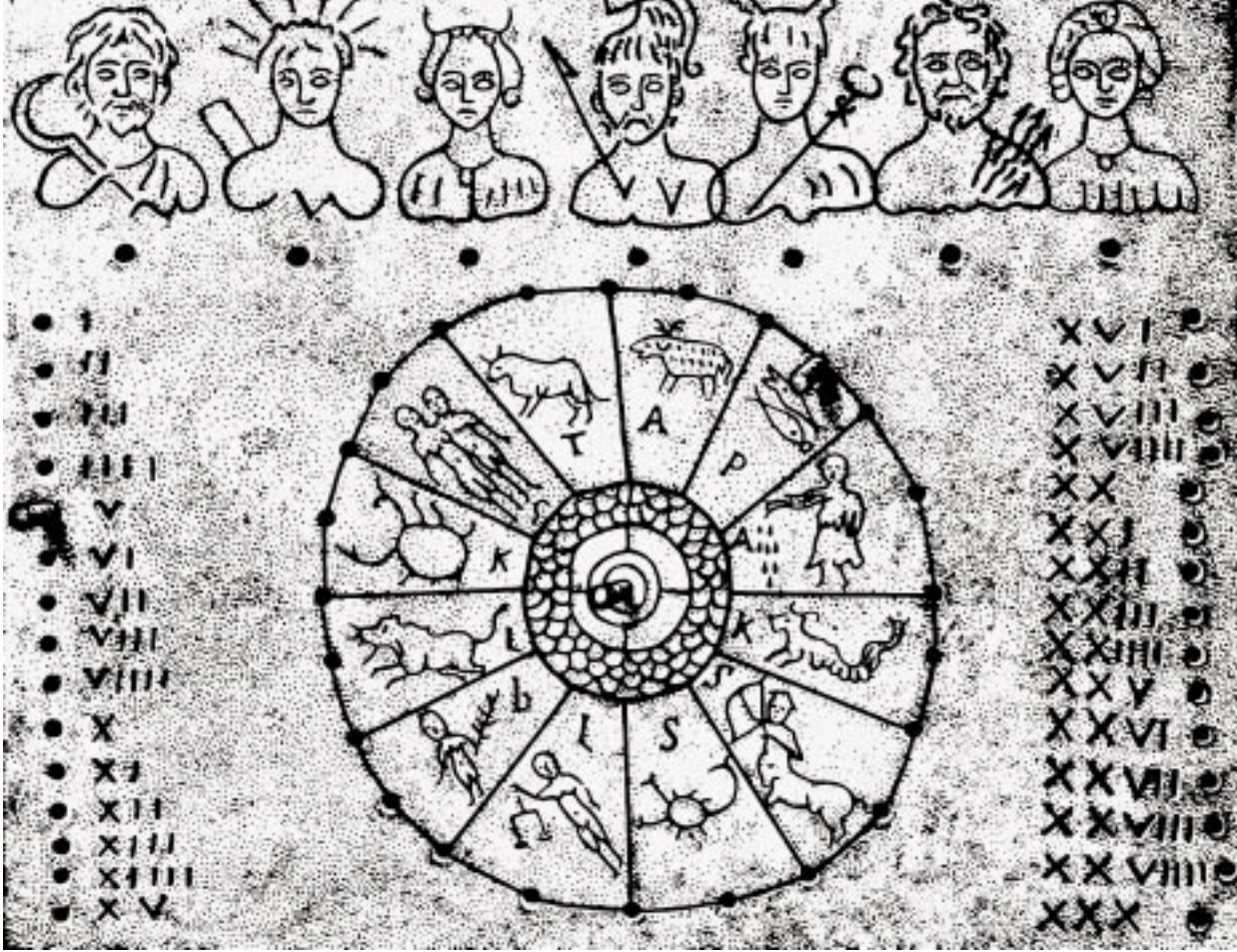
Auch das griechische Jahr bestand aus zwölf Mondmonaten von 29 oder 30 Tagen. Da dieses 345 Tage zählende *Mondjahr* gegenüber dem *Sonnenjahr*, das die Jahres-, Opfer- und Festzeiten bestimmende, 11 Tage zu kurz war, wurde der Unterschied durch regelmäßige Schaltungen, in der Regel einen Schaltmonat ausgeglichen. Jedoch waren die Kalender in Griechenland von Stadt zu Stadt sehr verschieden: In Delos etwa begann das Jahr um die Wintersonnenwende, in Delphi hingegen um die Sommersonnenwende.

In Athen begann das Jahr an jenem Abend, an dem der erste Neumond nach der Sommersonnenwende erschien. Der erste Monat – für die Griechen der erste „Mond“ – begann Mitte Juli und hieß *hekatombaion*; es folgten: 2. *metageitnion*, 3. *boedromion*, 4. *pyanepsion*, 5. *maimakterion*, 6. *poseideon*, 7. *gamelion*, 8. *anthestersion*, 9. *elaphebolion*, 10. *munichion*, 11. *thargelion* und 12. *skiophorion*.

Die schönsten Seiten der Zeit: Kalenderblätter – hier im Verkaufsraum der Lippertschen Buchhandlung in der Großen Steinstraße präsentiert



Foto: Klett



Römischer Steckkalender (parapegma)

Quelle: Lexikon der Antike, Leipzig 1987, Seite 280

Die meisten Monatsnamen leiten sich von Festen oder Götternamen her. Die Monatstage wurden nicht durchgezählt, sondern in drei Dekaden gegliedert. Nach dem „Neumond“ genannten ersten Tag kamen der 2. bis 10. Tag des „zunehmenden ‚Mondes‘“. Die nächsten beiden nannte man schlicht den „elften“ und den „zwölften“. Die Tage vom 13. bis 19. wurden nach dem Prinzip „der dritte zu 10“ gezählt. Nach dem „zwanzigsten“ folgten 9 Tage des „schwindenden ‚Mondes‘“, die rückwärts gezählt wurden, so daß der 21. der „zehnte des schwindenden“, der 29. der „zweite des schwindenden“ war. Der letzte Tag des Monats hieß „der alte und der neue“. Die Jahre wurden in Athen nach dem jeweils für ein Jahr gewählten *archon*, ursprünglich einem der bedeutendsten Beamten des Staates, benannt: 409 v. Chr. kam man „unter dem Archonten Glaukipp“ auf die Welt. Die Zeitrechnung nach *Olympiaden* – die erste ist für den Sommer 776 v. Chr. überliefert – beruht auf der Namensliste der Olympioniken, der Sieger der olympischen Spiele, und wurde wegen ihres panhellenischen Charakters und angesichts der Uneinheitlichkeit der regionalen Kalender zu einem wichtigen Anhaltspunkt für Geschichtsschreibung und Chronologie. Das athenische Neujahr, im Hochsommer, wurde mit vielen Festen gefeiert. Am letzten Tag des letzten Monats brachten die höchsten Beamten der „Retterin Athene“ und dem „Retter Zeus“ ein „Eingangsoffer“ dar, um den Weg in das neue Jahr zu eröffnen.

### Rom

Unserer Woche entsprach bei den Römern zunächst ein 8-Tage-Rhythmus (*nundinum*), in dem Markttag stattfanden. Seit Augustus (27 v. Chr. bis 14

n. Chr.) verbreitete sich ein 7-Tage-Rhythmus. Die Christen übernahmen die Heiligung jedes 7. Tages und die Bezeichnung der Tage durch Planeten von den Juden.

Der römische Monat war vom Mondumlauf definiert, der die Zyklen kultureller und politischer Selbstorganisation der Gemeinde bestimmte. Die *kalendae* (1. Tag jedes Monats / Neumond), gab als nicht wahrnehmbare Zieltage ein Priester (*pontifex minor*) bekannt. „*Kalo ...*“ (= Ich verkünde ...) begann seine Formel. Der Neumondtag regelte die Zeitorganisation: Gerichtstage, Tage für Volksversammlungen, sakrale Fest-, Tabu- und Feiertage usw. Der Mondmonat wurde durch die Monatsmitte (*idus*) und den 9. Tag davor (*nonae*) gegliedert: Ein Datum folgte daraus, der wievielte Tag vor dem nächsten Gliederungstag es war. Entscheidend als Ankertag, auch zur Berechnung kurzfristiger Zinsen, war der Neumondtag. Ein Zinsregister hieß *calendarium* – daher kommt unser Wort „Kalender“.

Das Mond-Monats-Jahr vor Caesar bestand aus 12 Monaten bzw. 255 Tagen. Die Monate trugen kultische Namen – *Ianus* (Gott des Eingangs) *Ianuarius*, *februa* (Sühneritual) *Februarius*, *Mars* (Kriegsgott) *Martius*, *Iuno* (Obergottheit) *Iunius* – oder wurden gezählt. Dabei galt der 7. Monat als 5., also müssen in ein 10monatiges Jahr irgendwann 2 Monate eingefügt worden sein: 9 (7) *September*, 10 (8) *October*, 11 (9) *November*, 12 (10) *December*. Priester bestimmten die Tage mit Erlaubnis (*fas*) zu geschäftlicher und politischer Interaktion (*dies fasti*) und führten darüber Verzeichnisse (*fasti*). Mit Sonnenlauf und Jahreszeiten war dieses Jahr nur durch Zwischen-Verkündung (*inter-calatio*) von Monaten oder Tagen zu synchronisieren.

Aber auch aus politischen Gründen konnten die Priester durch Interkalation die Zeit dehnen oder verkürzen. Gaius Iulius Caesar schaffte 46 v. Chr. die willkürlichen Schaltperioden ab: Er führte das im hellenistischen Ägypten übliche Sonnenjahr mit  $365\frac{1}{4}$  Tagen ein und verlängerte die Monate. Ihm zu Ehren heißt Monat 7 (5) seit 44 v. Chr. *Iulius*, zu Augustus' Ehren der 8. (6.) Monat seit 8. v. Chr. *Augustus*. Jahre wurden, wie bei den Griechen, nicht gezählt, sondern nach den Konsuln benannt. Auch diese Konsulliste führten die Oberpriester – neben Listen der Priester selbst und militärischer Triumphe. Die Listen verschmolzen zunehmend miteinander. Seit 304 v. Chr. wurden die Konsullisten zusammen mit markanten Ereignissen veröffentlicht und bildeten das Grundgerüst kollektiver römischer Erinnerung. Das Bedürfnis nach Einordnung der aktuellen Lebens- in eine kosmische Zeitspanne brachte in der römischen Kaiserzeit den astrologischen Steckkalender (*parapegma*) hervor: Je ein Metallstecker bezeichnete durch Einstecken in beschriftete Löcher der Deckplatte den Wochentag (auf der 7tägigen Woche basierend), den Tag im Monat und den Monat selbst. Für Jubiläen wie die Jahrtausendwende war im System von *Eponymen* (Benennung der Jahre nach Oberbeamten) kein Bedarf. Dazu braucht man Epochenjahre (Ären): Christi Geburt markiert die christliche Ära; vergleichbar für das heidnische Rom war die Gründung der Stadt (753 v. Chr.)

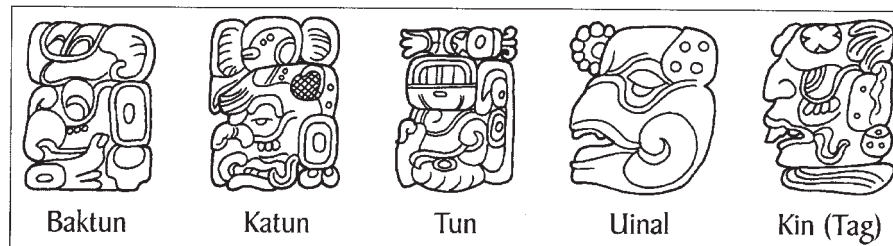
### Das Maya-Reich

Die Maya, Träger einer der bedeutendsten Hochkulturen der Neuen Welt, entwickelten ein erstaunliches System kalendarischer und astronomischer Berechnungen. Um dieses System kreiste

die Ordnung in den Stadtstaaten der Klassischen Mayakultur (ca. 250–900 n. Chr.), geprägt von einem sakralen Königtum und einer Hofelite, zu deren maßgeblichen Exponenten Schreiber gehörten.

Während Staaten, Herrscherdynastien und historische Ereignisse jener Jahrhunderte in denen Monumentalbauten im südöstlichen Mexiko, in Guatemala, Belize und Honduras entstanden, erst durch Entzifferungserfolge der letzten zwanzig Jahre faßbar wurden, weiß man über das Kalenderwesen der alten Maya schon viel länger gut Bescheid: Es wurde bereits vor über hundert Jahren anhand von Hieroglyphen erkannt. Mit Hilfe eines vigesimalen (auf die Ziffer „20“ bezogenen) Prinzips, bei dem in Kolumnen angeordnete Zahlzeichen durch die Position innerhalb der jeweiligen Säule ihren Wert erhielten, konnten die Maya mit Hilfe von nur drei Grundsymbolen (für 1, 5 und 0) riesige Zahlen ausdrücken und damit rechnen. Den Wert „0“ übrigens erkannten die Maya als erstes Volk auf der Erde, und zwar unabhängig von unserer „Null“, die auf eine indische Erfindung zurückgeht und erst im Mittelalter nach Europa kam.

Der Kalender der Maya bestand aus einer Zyklenfolge von je 52 Jahren, der „Kalenderrunde“, die auch anderen mesoamerikanischen Kulturen bekannt war: Ein 260-Tagezyklus (das Ritualjahr *Tzolkin*, bei den Azteken *Tonalamatl*) von 20 Tagesnamen, denen Zahlen von 1 bis 13 zugeordnet wurden, war mit einem 365-Tage-Zyklus (*Haab*) verzahnt. Die 365 Tage wiederum bestanden aus 18 Monaten zu je 20 Tagen – am Ende jedes Jahres kamen 5 ergänzende, allerdings Unglück verheißende Tage als 19. „Monat“ hinzu. Die Verschränkung der Systeme führte dazu, daß ein Datum wie „3 *Cimi* (aus dem 260-Tage-Jahr) – 3 *Pop*“ (365-Tage-Jahr) nur einmal im Verlauf von 18980 Tagen (in 52 Jahren) eintrat. Neben der „Kalenderrunde“ hatten die Maya eine zweite Datierungsmethode, die „Lange Zählung“ (*Long Count*).



Zyklen-Hieroglyphen des Long Count der Maya (nach M. D. Coe)

Auch sie bestand aus Zyklen, u. a. dem *Tun* zu 360 Tagen, dem *Katun* zu 7200 Tagen und dem *Baktun* zu 144000 Tagen. 13 solcher *Baktun* ergaben einen Großzyklus. Die Rechnung begann mit der Erschaffung der Welt am Tage „4 *Ahau* 8 *Cumku* (11. August 3114 v. Chr.). Mit Daten aus diesem gewaltigen Zählwerk beschrifteten die Mayafürsten der Klassischen Periode Gebäude und Denkmäler. Durch Korrelation mit der christlichen Zeitrechnung ist es heute möglich, viele Monumente chronologisch auf den Tag genau zu fixieren – ein einzigartiger Glücksfall in der älteren Kulturgeschichte der Menschheit!



Anzeige Sparkasse (215 x 80 mm)

# Wichtige Strukturbeschlüsse gefaßt

## Sprachenausbildung auch künftig mit gutem Angebot gesichert

Der Akademische Senat der Martin-Luther-Universität trat am 10. November zu seiner 15. Sitzung zusammen. Nur zwei, dafür aber sehr gewichtige, Punkte standen auf der Tagesordnung. Nach ausgiebiger Diskussion faßte der Senat folgende Beschlüsse:

### Sprachenausbildung

Eine längere Debatte gab es im Senat um das Dauerbrenner-Thema Sprachenzentrum (seit 1993 in der Diskussion). Die Senatoren einigten sich schließlich, den Empfehlungen der Strukturkommission zu folgen. Eine Arbeitsgruppe, die speziell für diesen Zweck eingesetzt wurde, hat eine Ordnung der Sprachenausbildung an der Universität erarbeitet, die der Senat verabschiedete. Vor allem ging die Diskussion um die Zahl der notwendigen Mitarbeiterstellen für die Sprachenausbildung der Studierenden. Künftig wird das Sprachenzentrum über insgesamt 14 Strukturstellen verfügen, um eine angemessene Grundversorgung in der Fremdsprachenausbildung zu gewährleisten. Dafür ist mit dem Beschluß eine solide Grundlage geschaffen. Nach der neuen Struktur wird sich das Sprachenzentrum besonders auf die vier am meisten gefragten Sprachen (Englisch, Französisch, Spanisch, Russisch) konzentrieren sowie auf Latein und Deutschkurse für Ausländer. Fortgeschrittenkurse werden darüber hinaus innerhalb dieser Sprachen angeboten, in denen deutsche oder internationale Zertifikate zu erwerben sind. Auch werden Sprachkurse speziell für einzelne Fächer konzipiert, z. B. Englisch für Juristen. Da Anfängerkurse in Sprachen erfolgreicher in eng zusammenhängenden Intersivkursen zu unterrichten sind, sollen zukünftig Grundkurse als Blockveranstaltungen in der vorlesungsfreien Zeit und im Rahmen eines Selbstlernzentrums angeboten werden. Damit die Vielfalt des Angebots in weniger nachgefragten Sprachen für alle Studierenden der Universität gesichert ist, öffnen die Fachbereiche künftig (im Rahmen der Kapazi-

tät) auch jene Sprachkurse, die Bestandteil von Studiengängen sind, für alle. Bisher waren diese Kurse nur den eingeschriebenen Studierenden des Faches vorbehalten.

### Strukturstellen-Beschluß

Nach ausgiebiger Diskussion bekannte sich der Akademische Senat zu der folgenden Fassung des bereits in der Oktober-Sitzung teilweise verabschiedeten Strukturstellen-Beschlusses. Der im November abschließend erörterte Beschluß wird (aufgrund seiner Bedeutung für die weitere Entwicklung Universität) nachfolgend abgedruckt:

1. Im Haushaltsplanentwurf 2000 der Landesregierung sind für die Martin-Luther-Universität Personalmittel in Höhe von 210,1 Mio. DM vorgesehen, davon 205,2 Mio. DM für stellungsführendes Personal (Beamte, Angestellte, Arbeiter). Die verbleibenden 4,9 Mio. DM sind – in gleicher Höhe wie 1999 – für Azubis, ABM-Kräfte, wissenschaftliche und studentische Hilfskräfte, Lehraufträge u. ä. vorgesehen.
2. Nach der letzten Hochrechnung des Personalamtes vom 4. Oktober werden für das zur Zeit beschäftigte stellungsführende Personal (incl. bereits genehmigte Einstellungen und anstehende Berufungen) im Jahr 2000 Personalmittel in Höhe von 204,6 Mio. DM benötigt. Das entspricht einem Besetzungsstand von 2417 Haushaltsstellen. (Im Entwurf zum Haushaltsgesetz 2000 sind für die Universität 2587 Haushaltsstellen vorgesehen. 170 gesetzlich vorgesehene Stellen sind somit nicht finanziert.)
3. Wenn keine weiteren Haushaltsmittel hinzukommen, wird es auf dem Personalsektor im Jahr 2000 nur einen ganz geringen Bewegungsspielraum geben. Die Wiederbesetzbarkeit auslaufender Stellen ist, wegen der voraussichtlichen Finanzengpässe im Sachmittelbereich, nicht mehr gesichert.
4. Der in der Sitzung vom 13. Oktober 99 vorgelegte Entwurf zum „Strukturstellen-Beschluß“, der auf der Empfeh-

lung der Struktur- und Finanzkommission vom 28. Juli beruht, ist noch von anderen Voraussetzungen ausgegangen. Die Absicht, mit der universitäts-internen Budgetierung der Personalkosten den Fachbereichen und Zentralen Einrichtungen größere Mitverantwortung bei ihrer Personalplanung zu übertragen und zumindest eine minimale Besetzbarkeit von Nachwuchsstellen zu garantieren, wird sich auf der Grundlage des jetzt vorliegenden Haushaltsplanentwurfs 2000 so nicht mehr verwirklichen lassen.

5. Der Akademische Senat darf dennoch nicht untätig bleiben, wenn er die Dinge nicht dem Selbstlauf überlassen und vor allem das Problem der nicht strukturgerechten Besetzungen (nsb) unangetastet lassen will. Es soll deshalb folgendermaßen verfahren werden:

- a) Die tatsächlichen IST-Kosten für alle am 1.1.2000 regulär besetzten, vertreten oder zur Besetzung freigegebenen Strukturstellen werden den jeweiligen Fachbereichen bzw. Zentralen Einrichtungen als verstetigte Budgets zugeordnet. Personalmittel, die im Laufe des Jahres durch das Freiwerden solcher Stellen verfügbar werden, bleiben dem betreffenden Bereich erhalten. Sofern es die allgemeine Haushaltslage gestattet, kann er darüber weiter verfügen.
- b) Die Höhe der im Jahr 2000 für die einzelnen Bereiche vorgesehenen verstetigten Personalmittel ergibt sich aus Spalte I der Tabelle im Anhang der am 13.10.99 eingebrachten Senatsvorlage zum „Strukturstellen-Beschluß“. Die dort ausgewiesenen Beträge sind – unter Berücksichtigung von Tarifierhöhungen und sonstigen Zulagen sowie von zwischenzeitlichen Personalmaßnahmen – zum Stichtag 1.1.2000 zu aktualisieren.
- c) Die Universität muß bestrebt sein, die Personalkosten zu verringern, die durch die Beschäftigung von nsb-Personal gebunden werden. Sie fallen dem Personalhaushalt der Gesamtuniversität zur Last und verzerren die Personalstruktur.
6. a) Zusätzlich zum verstetigten Budget wird den Bereichen ein degressives Budget zugeordnet, das sich in Jahresschritten verringert. *Nsb-Wissenschaftler* verbleiben im *degressiven Budget* der FB/Fakultäten.
- b) *Nsb-Nichtwissenschaftler-Stellen* werden zentralisiert, unterstehen der Universitätsleitung und verbleiben nicht im Budget der Fachbereiche. Die Universitätsleitung wird das nsb-Personal dort einsetzen, wo es Bedarf gibt (Bibliotheksaufsicht, Pool, Sekretariate u. a.). Die arbeitsrechtlich verbindliche Auswahl des Personenkreises und die Regelung der Dienstaufsicht muß umge-

hend in Absprache zwischen der ZUV und den Fachbereichen bzw. Fakultäten erfolgen. § 116, Abs. 8 HSG-LSA ist zu berücksichtigen.

c) Sprechen sich Fachbereiche bzw. Fakultäten in bestimmten Fällen dafür aus, einzelne nichtwissenschaftliche nsb-Mitarbeiter/Mitarbeiterinnen weiterhin bei sich einsetzen zu wollen, so werden diese in das degressive Budget des betreffenden Bereiches übernommen. Die diesbezügliche Fachbereichs-/Fakultätsentscheidung muß bis spätestens zum 31.12.1999 getroffen werden. Der nsb-Anteil für die Personen, die anteilig sowohl auf Struktur- als auch auf nsb-Stellen geführt werden, ist zu Lasten des degressiven Budgets dem jeweiligen Fachbereich bzw. der jeweiligen Fakultät anzurechnen.

d) Der nsb-Anteil (degressives Budget) ist als statistische Größe aufzufassen. Es obliegt den FB/Fakultäten, die Abgabe unabhängig von der jeweiligen Stellenzuordnung (nsb- oder Strukturstelle) vorzunehmen. Der Stichtag für die Ermittlung des IST-Bestandes ist der 1. Januar 2000.

e) Das Ergebnis des Schreibens des Kanzlers und Prorektors vom 18. Oktober 1999, in dem die FB/Fakultäten aufgefordert wurden, bis zum 31.12.1999 nsb-Personal auf Strukturstellen zu übernehmen, soll eingearbeitet werden.

f) Es bleibt festzulegen, wie die Rückführungsraten des degressiven Budgets zeitlich und quantitativ zugeordnet werden sollen. *Die Struktur- und Finanzkommission wird hierfür eine Vorlage erarbeiten.*

g) Ergibt sich eine positive Differenz zwischen dem realen Budget und dem zugewiesenen Personalbudget, so wird diese Differenz nach Leistungskriterien verteilt.

h) Der Umstand, daß – wegen der angespannten Haushaltslage – die IST-Kosten die Berechnungsgrundlage bilden müssen, darf akademische Gesichtspunkte nicht außer Kraft setzen. Der Stellenplan ist weiterhin rechtsverbindlich. Es ist die Aufgabe der Struktur- und Finanzkommission und letztlich des Senats, Leitlinien für die künftige Entwicklung der Fachbereiche/Fakultäten und Zentralen Bereiche zu setzen, bei denen Gerechtigkeits-, Leistungs- und Belastungsgesichtspunkte gebührend zur Geltung kommen.

7. Zur Stellenstruktur des Sprachenzentrums hat der Senat am 10. November einen eigenen Beschluß gefaßt (s. o.), für dessen Umsetzung die Struktur- und Finanzkommission Kriterien erarbeiten wird. Für nsb-Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Sprachenzentrums gilt Punkt 6b sinngemäß.

U. O.

## Offener Brief des Konzils

Das Konzil der Universität trat am 3. November 1999 zu seiner 5. Sitzung zusammen, um vor allem über die Auswirkungen der gravierenden Haushaltskürzungen zu beraten. Die Mitglieder des Konzils einigten sich darauf, einen offenen Brief an den Landtag Sachsen-Anhalts zu richten, der die Konsequenzen des Haushaltsentwurfes 2000 für die Universität aufzeigt. Darin heißt es: „Die vorgesehenen Mittel wurden gegenüber den erforderlichen Ansätzen so gravierend gekürzt, daß die Kosten für Personal und sächliche Ausgaben nicht mehr gedeckt sind. Da der überwiegende Teil durch Verträge gebunden ist (Personal, Mieten, Betriebskosten), gehen die Kürzungen voll zu Lasten der befristet zu besetzenden Stellen, dringend notwendiger Nachbesetzungen bei Professuren sowie der Titel 'Lehr- und Lernmittel' und 'Verbrauchsmaterial', die für die studentische Ausbildung unverzichtbar sind. Das Konzil begrüßt es, daß der Landtag gewillt ist, die Graduiertenförderung wieder auf den Stand des Vorjahres anzuheben. Damit ist aber das Problem des wissenschaftlichen Nachwuchses nur zum Teil gelöst. Es muß auf jeden Fall die Wiederbesetzung der ca. 110 befristet zu besetzenden Haushaltsstellen garantiert sein, die im kommenden Jahr turnusmäßig frei werden.“

Bleibt es bei den Kürzungen, so wird die Universität gezwungen sein, von ihren Studierenden für die Teilnahme an

Praktika hohe Unkostenbeiträge zu erheben, um ihr Ausbildungsniveau halten zu können. Das ist eine inakzeptable Zwangslage, die Sie als gewählte Abgeordnete sicherlich ebenso ablehnen wie das Konzil.

Wir bitten Sie im Interesse der Erhaltung der Arbeitsfähigkeit der Universität und unter Berücksichtigung von deren Rolle als innovativem und leistungsfähigem Arbeitgeber zu überprüfen, ob eine Erhöhung der Haushaltsmittel für Wirtschaftsförderung bei gleichzeitiger Kürzung entsprechender Mittel im Universitätshaushalt im langfristigen Interesse des Landes liegt. Selbstverständlich ist die Universität bereit, an strukturellen Veränderungen der Universität in Absprache mit den Hochschulen des Landes im Sinne einer Bündelung der Ressourcen konstruktiv mitzuwirken. Unabhängig dafür ist aber ein verlässlicher finanzieller Planungsrahmen, der umgehend zwischen den Universitäten und der Landesregierung auszuhandeln ist. Das Konzil ist sich der schwierigen finanziellen Lage des Landes und der Notwendigkeit von Sparmaßnahmen bewußt. Es sieht aber keinen Sinn darin, diese dort anzusetzen, wo Innovation und Entwicklungspotential gegeben sind.“

Die vollständige Fassung des Briefes ist im Internet nachzulesen: <http://www.verwaltung.uni-halle.de/DEZER-NAT1/Presse/aktuell/offbrief.htm>. U. O.

ANZEIGE

Aus dem Senat

# Faszination fremder Klangwelten

## Mit der Musikethnologin Gretel Schwörer-Kohl im Gespräch

Fremde exotische Kulturen übten schon von jeher einen besonderen Reiz auf Wissenschaftler der verschiedensten Fachgebiete aus. Das Interesse an Völkern oder Ethnien in entlegenen oder schwer zugänglichen Gebieten ist ungebrochen, auch wenn es heute kaum noch unerforschte Kulturen gibt. Menschliches Denken und Handeln bringt Bräuche hervor, die oft für die jeweils „anderen“ – entfernt auf dieser Erde lebenden – eigentümlich anmuten oder bizarr erscheinen. Gerade die Musik verfügt über ein breites Spektrum an Ausdrucksmöglichkeiten, sie gibt zum Beispiel Auskunft über Gefühle, Mentalität, Temperament, Tradition und Träume der Menschen. Wer sich mit der Musik fremdländischer Stämme oder Ethnien beschäftigt, lernt auch andere Völker kennen und besser verstehen. Musikethnologie heißt das Fach, das neu an der halle'schen Universität eingerichtet wurde. Diesem Gebiet der Musikwissenschaft hat sich die Professorin Dr. Gretel Schwörer-Kohl verschrieben, die mit Beginn des Wintersemesters in Halle forscht und lehrt (siehe auch Wissenschaftsjournal, Seiten 11 und 21). Die Universitätszeitung stellte ihr folgende Fragen:

### Woher rührt Ihre Begeisterung für die Musik?

Meine Liebe zur Musik entwickelte sich bereits in früher Kindheit, nicht zuletzt weil in meinem Elternhaus in Breisach bei Freiburg viel musiziert wurde. Mit acht Jahren erhielt ich den ersten Klavierunterricht, spielte später auch Flöte und Geige. Mein Lieblingsinstrument blieb aber das Klavier.

### Wann entschlossen Sie sich, Musik zum Beruf zu machen?

Das ergab sich in den letzten Schuljahren, da zog mich das Klavier immer mehr in seinen Bann. Die meiste Zeit habe ich am Flügel gesessen und geübt, anstatt für die Schule zu lernen. Nach dem Abitur bestand ich die Aufnahmeprüfung an der Musikhochschule Freiburg und nahm dort im Herbst 1970 ein Studium im Hauptfach Klavier auf. Im zweiten Semester belegte ich zusätzlich das Fach Musikwissenschaft.

### Wie entstand die Spezialisierung Musikethnologie? Hat Sie schon immer das Phänomen der fremdländischen bzw. „anderen“ Musik interessiert?

Zunächst gab es da eine Neugier auf andere Länder, und als ich bei einem zweimonatigen Aufenthalt in Teheran/Persien im Sommer 1971 das erste Mal mit persischer Musik in Berührung kam, war ich begeistert und tief beeindruckt. Ich begann mich für außereuropäische Musik zu interessieren und wechselte deshalb nach der Zwischenprüfung im Hauptfach Klavier von Freiburg nach Köln, um Seminare über

asiatische und afrikanische Musik zu besuchen. Doch das war erst der Anfang.

### Wie ging es dann weiter?

In Köln gab es auch ein beachtliches Lehrangebot in Musikgeschichte, das ich wahrnahm. Als erstes Nebenfach wählte ich Kunstgeschichte und spezialisierte mich hier nach dem Grundstudium auf Ostasien. Schließlich wechselte ich noch einmal die Universität, weil ich die thailändische Sprache erlernen wollte, die damals nur in Hamburg angeboten wurde. Im Herbst 1974 erhielt ich zu meiner großen Freude ein Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes für einen Studienaufenthalt in Thailand. Zunächst nahm ich an der Silpakorn Universität in Bangkok Unterricht im Spiel des Gongkreises Khong Wong Yai. Bald zog ich aber um in den Norden des Landes, nach Chiang Mai, um von hier aus in die Dörfer der Bergstämme Akha, Lahu, Lisu, Yao, Hmong und Karen zu gelangen und mir einen Überblick über ihre Musik zu verschaffen. Einen Teil des Materials über die Lahu arbeitete ich später für meine Dissertation aus, die sich dem Thema widmet: „Die Mundorgel bei den Lahu in Thailand – Bauweise, Funktion und Musik“. Auf meiner Rückreise nach Deutschland verbrachte ich noch eine Woche in Birma, wo mich die Musik des Hsaing Waing-Ensembles sofort faszinierte und mich später noch etliche Male in das Land bringen sollte.

### Wie kann mündlich überlieferte Musik, die verlorenzugehen droht, festgehalten werden?

Solche Musik halten wir mit Tonband- und Videoaufnahmen fest und transkribieren sie anschließend, was oft sehr mühsam ist. Leider sind viele Kulturen über kurz oder lang zum Untergang verurteilt. In vielen Fällen ist es ein Wettlauf mit der Zeit, mündlich Überliefertes festzuhalten. Die Musik, die ich in den 70er Jahren bei den Bergstämmen von Thailand aufgezeichnet habe, gehört bereits zur Geschichte. Das war eine Zeit, bevor die großen Tourismusströme nach Thailand kamen. Inzwischen haben Radiogeräte und Fernseher in die Berge Einzug gehalten. Es ist seitdem vieles verlorengegangen. Was ich damals aufnahm, ist heute bereits von historischem Wert.

### Welche fremdländischen musikalischen Phänomene haben Sie noch untersucht?

Im Frühjahr 1987 und 1989 nahm ich Musik zu den Schattenspielen in Südthailand auf. 1991 ermöglichte mir die Deutsche Forschungsgemeinschaft eine weitere Feldforschungsreise nach Thailand, China und Indonesien, um die Stellung der Trommeln in einzelnen Musikkulturen zu untersuchen und Formen der Trommelverehrung aufzuspüren. Die ursprünglichen Trommelklänge gehen immer mehr verloren, weil sie durch modernes Schlagzeug verdrängt werden. Auf einer Reise nach Birma/Myanmar im Jahr 1993 konnte ich erstmals Aufnahmen der Musik für die 37 Nat-Geister des Landes einspielen. Nach weiteren Reisen und Nachforschungen entstand meine Habilitationsschrift zur Zeremonialmusik für die Nat-Geister Myanmars/Birmas, die ich 1999 verteidigte. Den Schwerpunkt meiner Forschungen bildet die Musik auf dem nordwestlichen Festland von Südost-Asien insbesondere die Musik in Thailand, Birma und Süchina. Aber auch Vergleiche zwischen asiatischen und europäischen Musikkulturen beschäftigen mich.

### Das Klavierspiel haben Sie aber dabei nie aus den Augen verloren. Sie haben Konzertreisen mit musikethnologischen Forschungen verknüpft. In welchen Ländern sind Sie aufgetreten?

Im Winter 1978/79 führte mich eine zweimonatige Konzertreise durch Nordindien, Bangladesh, Birma und wieder nach Thailand. Dabei bot sich die Gelegenheit, meine Daten für die Dissertation zu überprüfen. Bereits zwei Jahre später kam ich über Südindien, Bangladesh und Birma wieder nach Thailand, wo mir ein halbjähriges Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft Studien über die Musik zum Totenritual bei den Hmong ermöglichte. Im Frühjahr 1982 folgte eine Feldforschungsreise nach Nordthailand, um Musikaufnahmen in den Flüchtlingslagern im Nordosten einzuspielen und einige Karen-Dörfer aufzusuchen. Weiteres Material sammelte ich im Anschluß an eine Konzertreise durch Nordindien, Bangladesh und Thailand über die Musik der Hmong, Akha und auch der Reisbauern in den nordthailändischen Flußebenen.

### Was können Sie über Ihre Konzerttätigkeit im Ausland erzählen? Welche Werke haben Sie interpretiert? Wie reagierte das Publikum?

Für die Konzerte stellte ich eine Auswahl von Werken aus dem klassischen Repertoire zusammen. Darunter waren Stücke deutscher Komponisten, wie Bach, Beethoven, Brahms, Schubert und Schumann, aber auch Strawinski und Debussy fehlten nicht. Vor allem mit klassischer europäischer Klaviermusik stieß ich in den genannten Ländern auf große Resonanz. Stets gab es ein Riesenpublikum, das begeistert war.

### Verliehen solche Konzerte immer reibungslos?

Ich erinnere mich an einen recht abenteuerlichen Konzertauftritt in Jaipur, südlich von Delhi, in einem alten Maharaja-Palast. Da stand ein sehr alter völlig verstimmter Flügel, bei dem sich der Elfenbeinbelag auf den mittleren Tasten gelöst hatte. Es war nicht mehr viel Zeit bis zum Konzertbeginn, und so wurde eilig ein Klavierstimmer bestellt, der die oberen Tasten in die Mitte umsetzte ... So konnte ich höhere Töne nicht anschlagen ... Irgendwie ging es dann, der Flügel hielt gerade bis zum Ende des Konzerts die Stimmung ...

### Sind Sie auch in Deutschland aufgetreten?

Ja, ich gab vor allem Konzerte in Norddeutschland und in alten Schlössern im Rheinland.

### Welche Musik hat sie besonders nachhaltig fasziniert und beeindruckt?

Sehr beeindruckend ist für mich die indische Kunstmusik, sie kann sich auf ihre Weise mit Johann Sebastian Bach durchaus messen. Die komplizierten Strukturen, die Ragas (Melodiemodelle) und Talas (rhythmische Strukturen) machen den Reiz dieser Klänge aus.

### Welche Forschungsvorhaben stehen bei Ihnen in der nächsten Zeit im Mittelpunkt des Interesses?

Ich plane Exkursionen mit Studierenden nach Birma und Thailand, um vor allem von alten Musikern, die schon weit über 70 Jahre alt sind, Bräuche aufzunehmen und Informationen zu sammeln, die in einer auf mündlicher Überlieferung basierenden Kultur unwiederbringlich verloren sind, wenn diese Musiker sterben.

### Sie haben eine Professur in Halle angenommen. Sind Sie schon früher einmal in Halle gewesen?

Was reizt Sie an Halle? Gibt es aus Ihrer Sicht hier Besonderheiten, über die nur die Stadt Halle verfügt?

Kurz nach der Wende habe ich in Halle das Händelhaus besichtigt und konzertierte mich dabei auf wissenschaftliche Aspekte. Das war meine einzige Begegnung mit der Stadt, bevor ich den Rufannahm. Ich glaube schon, daß die



Fotos (2): Olbertz

Geschichte von Halle und das lebendige Musikleben eine Besonderheit darstellen. Vor allem interessieren mich auch alte Bibliotheksbestände der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft und der Franckeschen Stiftungen. Die Palmbücher aus Indien müßten z. B. daraufhin untersucht werden, ob sie für die Musikforschung interessante Aufschlüsse geben. Nach Halle gelockt hat mich aber auch die gute Konzeption des Instituts für Musikwissenschaft, an dem Historiker, Systematiker und Ethnologen Hand in Hand arbeiten können. Ansonsten glaube ich, daß Halle bald noch viel schöner wird, der wertvolle erhaltene Baubestand läßt es jedenfalls schon heute ahnen.

### Das Fach Ethnologie soll in absehbarer Zeit an der Universität weiter ausgebaut werden. Vor kurzem nahm auch schon in Halle das Max-Planck-Institut für Ethnologie seine Arbeit auf. Eine Reihe von Anknüpfungspunkten und viele Möglichkeiten der Zusammenarbeit tun sich auf. Gibt es bereits Kontakte?

Die Verbindungen zu dem Max-Planck-Institut werden jetzt hergestellt, auch auf die Kooperation mit der Ethnologie an der Universität freue ich mich schon sehr.

### Zeigen sich die Studierenden interessiert an dem neuen Fach?

Die Resonanz ist sehr gut, die Studierenden hier in Halle stellen viele interessierte Fragen und sind fasziniert von der Musikethnologie. Zu meinen Lehrveranstaltungen kommen auch einige Studierende aus Leipzig.

### Was tun Sie, wenn Sie sich gerade mal nicht mit Musik beschäftigen? Haben Sie Hobbys?

Vor allem meinen beiden Kindern widme ich viel Zeit, sie haben mich auch schon auf Reisen begleitet. Natürlich hören wir oft Musik. Darüber hinaus bin ich dem Sport gegenüber aufgeschlossen, also ich wandere gerne oder fahre Ski.

### Ist Ihre Familie auch nach Halle gezogen?

Bislang wohnt meine Familie noch in Mainz, sie wird bald nachkommen. Ich bin gerade in Halle auf Wohnungssuche.

### Die Universitätszeitung wünscht Ihnen für die neuen Aufgaben viel Erfolg und bedankt sich für das Interview.

Das Gespräch führte Ute Olbertz.

Man kann in der Musik leichter und freier denken, auch tiefer denken als in der Sprache.

Alfred Döblin (Nutzen der Musik für die Literatur)



## Kultur in unserer Nachbarschaft: Die Moritzburg Kunst im Baudenkmal

Mittelalterliche Burgen gibt es in Deutschland viele, doch nur wenige liegen in den Zentren großer Städte. Eine dieser imposanten Bauten, die Moritzburg, Heimstatt der „Staatlichen Galerie Moritzburg – Landeskunstmuseum Sachsen-Anhalt“, befindet sich mitten in der „City“ von Halle.

### Burg-Geschichte & Baukunst

Erbauen ließ sie einst Erzbischof und Landesherr Ernst von Wettin. Am 25. Mai 1484 wurde der Grundstein für dieses „feste Schloß“ gelegt. Man benannte es nach dem Schutzpatron des Erzstifts Magdeburg – St. Mauritius. Daher auch der Name „Moritzburg“. Schon 1503 konnte Ernst in seine Burg einziehen. So richtig bekannt wurde diese aber erst durch Kardinal Albrecht von Brandenburg, der hier fast drei Jahrzehnte – von 1514 bis 1541 – residierte. Halle wurde in dieser Zeit zu einem Zentrum der Frührenaissance in Mitteldeutschland. Wer eigentlich der federführende Architekt dieser Burganlage war, ist bis heute nicht bekannt. Ebenso wenig läßt sich auf die Frage, woher die Form des viertürmigen Kastells nach Halle kam, eine schlüssige Antwort geben. Möglicherweise dienten dem Baumeister Hanschke die preußischen Ordensburgen als Vorbild. Die Moritzburg bildet ein beinahe regelmäßiges Viereck, an drei Seiten von einem ca. 25 Meter breiten und zehn Meter tiefen Graben umgeben. Der über eine Brücke vom Friedemann-Bach-Platz aus erreichbare Innenhof war ehemals groß genug für den Hofstaat, für Feste, für Prozessionen ... Heute verleiht er in der schönen Jahreszeit verschiedenen kulturellen Ereignissen wie Konzerten, Opern- und Theateraufführungen ein ganz eigenes Flair. Zwei der Türme werden ebenfalls kulturell genutzt: Im Südost-Turm hat das satirische Kabarett „Die Kibitzensteiner“ sein Domizil, (siehe auch April-Ausgabe 1999, Seite 10) und im Nordost-Turm befindet sich der „Studentenklub Moritzburg Turm e. V.“ Die Schloßkapelle – im Jahre 1509 Maria Magdalena geweiht – ist seit 1899 Universitätskirche. (Siehe April-Ausgabe 1999, S. 5).

### Die Galerie „gestern“

Gegründet wurde die Sammlung des „Städtischen Museums für Kunst und Kunstgewerbe“ bereits im Jahre 1885. Allerdings war ihr „Grundstock“ damals noch recht bescheiden. 1904 zog sie in einen Nachbau des Talamts der Halloren in der Moritzburg um. Seit dem Amtsantritt von Max Sauerland 1908 – ab 1910 war er Direktor und gehörte damals zu den herausragenden deut-

schen Museumsfachleuten – wuchs die Bedeutung des Museums ständig. So wurden beispielsweise 1924 auf Initiative Sauerlands 24 wertvolle expressionistische Werke aus der Sammlung Rosy Fischer angekauft. 1929 kamen Arbeiten des bekannten russischen Konstruktivisten El Lissitzky hinzu. Und schließlich Lyonel Feininger, der von 1929 bis 1931 sogar einen Raum im Torturm als Atelier nutzen konnte. Hier entstanden im Auftrag der Stadt seine elf Halle-Bilder, von denen zwei in der ständigen Ausstellung zu sehen sind. Auch eines der bekannten Tierbilder von Franz Marc besitzt die „Moritzburg“: die „Weiße Katze“. In der Zeit des Nationalsozialismus verlor das Museum viele herausragende Werke aus der Sammlung der Klassischen Moderne, die damals zur sogenannten „entarteten Kunst“ gezählt wurden. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Galerie im Oktober 1948 wiedereröffnet. 1950 erhielt sie den Namen „Landesgalerie Sachsen-Anhalt“ und nach der Verwaltungsreform von 1952 die bis heute gebräuchliche Bezeichnung „Staatliche Galerie Moritzburg“. Seit 1996 ist sie „Landeskunstmuseum Sachsen-Anhalt“.

### Die Galerie „heute“

Sie beherbergt sechs beeindruckende Sammlungen. Zu den Beständen der Malerei, Grafik und Plastik sind dies – neben vielen anderen – Arbeiten von Künstlern der Klassischen Moderne. Durch sie errang das Museum auch in-

### Drei Fragen an die Direktorin Dr. Katja Schneider

**Die Galerie mit ihren erlesenen Sammlungen ist das eine; aber wie wird die Burganlage selbst in das Museum einbezogen?**

Es gibt regelmäßige Führungen durch die Burg. Die Termine kann man den Monatskalendern und der Tagespresse entnehmen.

**Wann kann das historische Talamt, das leider seit September 1998 geschlossen ist, wieder besichtigt werden?**

Wir hoffen, daß die Sanierung 2001 abgeschlossen und im Frühjahr oder Frühsommer die Wiedereröffnung mit einem schönen Fest begangen werden kann.

**Wie steht es um die Zusammenarbeit mit der Universität?**

Wir würden uns einen weiteren Ausbau des Dialogs sehr wünschen. Denkbar sind viele Formen, so die Zusammenarbeit in Ausstellungsprojekten oder deren Begleitprogrammen, bei Vortragsreihen und Kolloquien.

ternationale Anerkennung. Unter ihnen sind so bekannte Vertreter wie Erich Heckel und Ernst Ludwig Kirchner. Auf dem Gebiet des Kunsthandwerks besitzt das Landeskunstmuseum kostbare historische Sammlungen, so unter anderem venezianisches Glas, französische Fayencen, Meißner Porzellan und erlesene Goldschmiedearbeiten. Das Landesmünzkabinett und eine bemerkenswerte photographische Sammlung gehören ebenfalls zur Galerie. Natürlich profitiert das Museum in der Moritzburg auch von der anderen halleschen „Burg“ – der „Hochschule für Kunst und Design Burg Giebichenstein“. Eine ständige Ausstellung zeigt Werke aus den ersten zwei Jahrzehnten dieser künstlerischen Bildungsstätte – von 1915 bis 1935. Viele dieser Exponate haben inzwischen Design-Geschichte geschrieben. Außerdem zeigen wechselnde Präsentationen die Entwicklung der Hochschule bis in die Gegenwart.

### Die Galerie „morgen“ und 2000

Das „Morgen“ begann am 28. November mit einem „Highlight“ dieses Jahres – der Ausstellung „Bestandsaufnahme. Werke aus den Sammlungen 1945 bis 1990“. In einer Auswahl von ca. 200 Kunstwerken wird hier – zehn Jahre nach der politischen Wende – erstmals ein Teil der umfangreichen Sammlungen von Malerei und Plastik aus der ehemaligen DDR gezeigt. Damit soll der Versuch unternommen werden, gewissermaßen in die Zukunft zu schauen

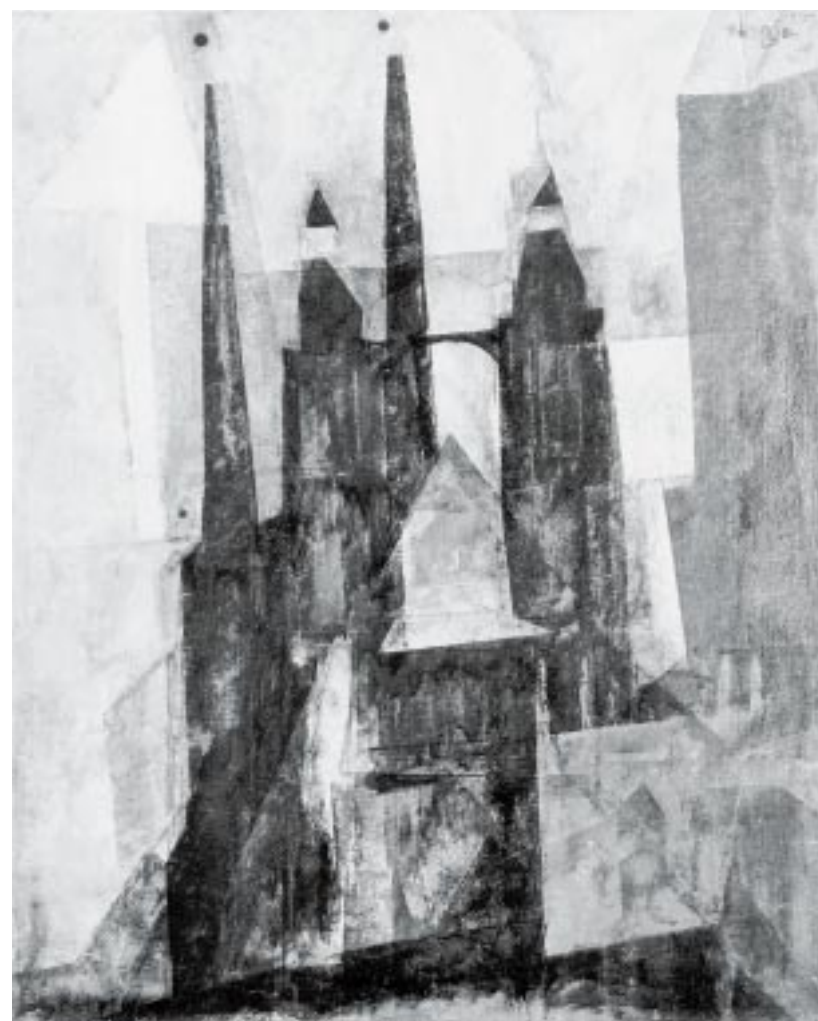


Bild oben: Marienkirche mit dem Pfeil von Lyonel Feininger, 1930. © VG Bild-Kunst, Bonn  
Bild links unten: Ostseite der Moritzburg; im Vordergrund rechts die Stahlplastik „Maareske“ von Irmtraud Ohme, 1988/93

Foto: Hentze

Jugendliche die Möglichkeit, sich in der Malwerkstatt unter Anleitung künstlerisch zu betätigen. Sie können aber auch ganz individuell an Ferienkursen teilnehmen. Für alle Sechs- bis Dreizehnjährigen gibt es den Kinder- und Jugendmalzirkel, und im Jugendmalzirkel treffen sich die Talentierten ab vierzehn. Außerdem werden nach Anmeldung für Gruppen und Schulklassen Führungen und Kunstbetrachtungen durchgeführt. Auch die Unterstützung bei der Projektarbeit ist möglich. Selbst den Kindergeburtstag können junge Museumsfreunde in den Mauern der Moritzburg feiern!

Für Erwachsene ist das Programm der Galerie natürlich genauso vielseitig: Führungen, Vorträge, Künstlergespräche sind nur einige Beispiele. Besonders beliebt: die Veranstaltungsreihen „Kunstwerk des Monats“ und „Depot-sache“. Die zahlreichen Aktivitäten des Landeskunstmuseums – vor allem aber die Ausstellungs- und Forschungstätigkeit sowie die Erhaltung des Baudenkmals – werden durch den „Förderkreis e. V.“ unterstützt. Daß dies sehr wichtig ist, bemerkt man spätestens bei einem Gang durch die Moritzburg: Überall trifft man hier gegenwärtig auf Beweise reger Sanierungs- und Bautätigkeit, denn das Einzigartige dieses Museums ist zu bewahren – die Vielzahl wertvoller Sammlungen unter dem Dach einer mittelalterlichen Burg, die selbst schon „Architekturmuseum“ ist. Und das alles inmitten der Stadt, nur wenige Schritte vom Universitätsplatz entfernt!

Monika Lindner

Am 5. Dezember wurde der Galerie eine Arbeit von Günter Uecker als Schenkung von Marlene, Constantin und Prof. Dr. Johann Behrens, Direktor des Instituts für Gesundheits- und Pflegewissenschaft an der Medizinischen Fakultät der Martin-Luther-Universität, übergeben. Damit gelangt eine erste Arbeit des in Mecklenburg geborenen und in Düsseldorf lebenden Künstlers in den Besitz des Museums: das Objekt „Brunnen 1981. Nägel auf Holz und Spiegelglas“.



Foto: Göltz (Repro: Straube)

# Freiheit der Wissenschaft, Ökonomie und Demokratie

## Zu Aufgaben und Strukturen der Universität

Die Aufgaben der Universität sind Forschung, Lehre einschließlich Weiterbildung und Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Forschung und Lehre für sich genommen sind kein Privileg der Universität. Es ist aber deren Besonderheit, eine wissenschaftsorientierte Lehre anzubieten, nicht nur, daß neueste wissenschaftliche Erkenntnisse für die Lehre nutzbar gemacht werden, sondern daß diese als immanenten Bestandteil Forschung durch die Lernenden einschließt.

Die Formen sind von Fach zu Fach verschieden, die Massenfächer können diesen Auftrag oft nur im Ansatz erfüllen, das grundsätzliche Anliegen aber ist die ständige Herausforderung an alle Lehrenden und Lernenden. Verantwortlich dafür sind die Professoren und Professorinnen. Das Grundgesetz, das die Freiheit der Wissenschaft garantiert, schützt sie und damit die Universität vor außerwissenschaftlichen Einflüssen.

### Die Universität als staatliche Einrichtung

Es ist allgemeiner Konsens in Deutschland, daß in der Regel der Staat Träger der Hochschulen ist. Das heißt, er stellt deren Grundfinanzierung bereit (es ist hier nicht der Ort, die in den vergangenen Jahren zurückgehende Finanzierung durch die Länder zu beklagen). Ehe deshalb von „einem bloßen Managerien [!] der Hochschuladministration anhand ökonomischer Kriterien von Wissenschaft“ (scientia halensis, Oktober 1999, Seite 11) schwadroniert

wird, sollte man sich darüber klar werden, was Universitätsfinanzierung durch den Staat bedeutet. Mit Steuergeldern werden die Grundausrüstung für die Forschung und ein kostenfreies Studium finanziert. Daß diese Mittel möglichst sorgsam und damit „ökonomisch“ eingesetzt werden, sollte selbstverständlich sein.

Auch „studentische Lebensentwürfe“ und ähnliche Selbstverwirklichungsszenarien müssen sich dem unterordnen. Natürlich bleibt es jedem unbenommen, auf privater Basis diese Phase seines Lebens auszuweiten. Es gehört zu einer lebendigen Universität, daß ihre Strukturen ständig überdacht und, wenn nötig, neu gestaltet werden. Sie werden ganz wesentlich von den Vorstellungen über den universitären Status (Fächervielfalt usw.), durch „Auseinandersetzung um die Wissenschaft selbst und (um) deren gesellschaftliche Bedeutung“, jedoch ebenso durch Randbedingungen bestimmt, zu denen ohne Zweifel auch die Ökonomie gehört, ohne „blindes Vertrauen“ auf deren „Kriterien“, aber als sinnvoll verwendeter Maßstab.

### Die Universität und ihre Gremien

In den Gremien sind alle Statusgruppen vertreten. Ihre Zusammensetzung drückt aus, daß die Universität keine egalitäre Einrichtung ist. Anders als im politisch-öffentlichen Bereich des Staates sind Verantwortung und Sachkompetenz verschieden verteilt. Die Professorinnen und Professoren haben die

Qualität von Forschung und Lehre zu garantieren, nachdem sie zuvor die Befähigung dazu in einem strengen Auswahlverfahren nachgewiesen haben. Selbstverständlich sind alle Universitätsangehörigen an diesem Prozeß beteiligt. Bei der Lehrevaluation zum Beispiel kommt dem studentischen Votum eine große Bedeutung zu, es erfaßt aber natürlich nur die studentische Perspektive. Unbedingt vervollständigt werden muß diese Evaluation durch die Einschätzung der inhaltlichen Qualität, des Umfangs des Angebotes usw. Hier geht es nicht um Mehrheits-, sondern um Sachentscheidungen, für die die Hochschullehrer einzustehen haben – im Interesse der gesamten Universität, deren Ruf von der Qualität der dort betriebenen Wissenschaft bestimmt wird. Dies heißt zugleich, daß im Zweifelsfall die „Professorenmehrheit“ – so sie denn zustande kommt – die notwendigen Entscheidungen tragen muß. Das gilt selbstverständlich auch und gerade für „Beschlüsse zur Hochschulstruktur“ im Konzil, denn gerade die Strukturen sind die Basis für den Wissenschaftsbetrieb und damit eine der Voraussetzungen für qualitativ hochwertige Forschung und Lehre.

Es widerspräche dem Auftrag der Professorenschaft, deren Stimmenmehrheit „durch integrierte Wahlen ... wieder zu relativieren“, kann deren Wille doch nur durch von dieser Gruppe legitimierte Gremienmitglieder vertreten werden. Von allen Universitätsangehörigen gewählte Professoren und Professorinnen werden, bedingt durch die

Stimmenanteile, mehrheitlich durch andere als die genannten Interessen bestimmt – abgesehen davon, daß so ein Verfahren leicht zu „Wahlkampf“-Auftritten führt bzw. verführt, wodurch wohl eher der Typ des Wissenschaftsfunktionärs als der des wissenschaftlich Tätigen befördert würde.

### Die Universität als Institution der Wissenschaft

Es ist das Interesse aller, und dazu gehören selbstverständlich die Studierenden, daß die Universität durch ein hohes Niveau in Forschung und Lehre für Studenten und Wissenschaftler gleichermaßen attraktiv ist. Es sollen deshalb in den Gremien auch alle Gruppen angemessen vertreten sein. So ist es guter Brauch, daß in Kommissionen, die sich im engeren Sinn mit der Organisation der Lehre befassen, die Zahl der Studentenvertreter größer als in anderen Gremien ist. Es ist aber ebenso wichtig, daß bei grundsätzlichen und inhaltlichen Fragen von Forschung und Lehre die Stimmenmehrheit der Professorenschaft durch von ihr legitimierte Gremienmitglieder repräsentiert wird.

Gunnar Berg

WISSENSCHAFTLICHE

## Vierundzwanzig Fragezeichen

### Miniporträt Jan Remmer Andreesen

Unzählige Varianten des Fragebogens, der durch die Antworten von Marcel Proust so berühmt geworden ist, sind in den Medien (FAZ, Forschung & Lehre, UNICUM etc.) zu finden.

„scientia halensis“ spielt ebenfalls mit. Diesmal heißt unser Match-Partner Jan Remmer Andreesen:

#### 1. Warum sind Sie in Halle und nicht anderswo?

Mit Halle war ich durch die Schilderungen der Doktorväter schon relativ vertraut. Neue Aufgaben reizten mich.

#### 2. Wenn nicht Mikrobiologe, was wären Sie dann geworden?

Mitarbeiter einer Bank in Ostfriesland, Wasserbauingenieur oder Chemiker.

#### 3. Was war an Ihrer Studienzeit am besten?

Die breite Palette einer Großstadt wie Hamburg mit kulturellen Angeboten und internationalen menschlichen Kontakten, die studentische Selbstverwaltung.

#### 4. Wer war für Sie der/die wichtigste Lehrer/in?

Ich konnte von vielen Personen etwas lernen. Auch Experimente sind gute Lehrmeister.

#### 5. Welchen Rat fürs Leben geben Sie Ihren KollegInnen?

Das wissenschaftliche Ziel immer im Auge zu behalten, ohne den Kontakt zur Basis zu verlieren.

#### 6. Welchen Rat fürs Überleben geben Sie Ihren StudentInnen?

Sich für all das zu engagieren, hinter dem man „mit vollem Herzen“ steht; an sich selbst zu glauben; Selbstkontrolle zu üben.

#### 7. Wenn Sie Rektor dieser Alma Mater wären – was würden Sie als erstes tun?

*Wir alle wissen: Der Haushalt 2000 ist für diese Universität „zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel“. Deshalb muß den Menschen im Land und ihren abgeordneten Repräsentanten klargemacht werden, wie wichtig wissenschaftliche Bildung ist und daß die Stärken und Schwerpunkte dieser Universität ein effizientes und zukunftssicheres Arbeiten ermöglichen.*

#### 8. Wenn Sie Bundesminister für Forschung wären – was würden Sie niemals tun?

An Forschungsmitteln sparen, die (wie bei der DFG) dem „Peer-Review System“ unterworfen sind.

#### 9. Was ist Ihrer Meinung nach die erste Aufgabe der Wissenschaft?

Das komplizierte Geflecht des „Lebens“ zu entwirren und es den Menschen verständlich zu machen.

#### 10. Was haben Intelligenz und Menschlichkeit miteinander zu tun?

Es gibt keine Korrelation, nur sollte man von intelligenten Menschen auch menschliches Denken und Handeln erwarten können.

#### 11. Welchen bedeutenden Menschen unserer Zeit hätten Sie gern als Gesprächspartner(-in)?

Johannes Rau.

#### 12. Wie schätzen Sie das Verhältnis zwischen Mensch und Technik ein?

Mit dem Schwinden des Verständnisses wachsen die Ängste und bilden sich „Lager“.

#### 13. Was halten Sie von Werbung?

Werbung in Zeitschriften kann gut und aufschlußreich sein.

#### 14. Wie reagieren Sie, wenn Sie sich schrecklich ärgern?

Sehr impulsiv.

#### 15. Worüber haben Sie sich in Ihrem Leben am meisten geärgert?

Das habe ich bereits vergessen.

#### 16. Wenn Sie sich sehr freuen, was tun Sie dann?

Nur nicht zu überschwänglich reagieren!

#### 17. Was hat Sie bisher am meisten erfreut?

Ich darf zufrieden sein im privaten und beruflichen Bereich.

#### 18. Wo sehen Sie Ihre Schwächen?

Ich bin vorlaut und emotional; manchmal ergeben sich sprachliche Konkurrenz aus zu vielen parallel verlaufenden Assoziationen.

#### 19. Wo sehen andere Ihre Stärken?

In meinem Gedächtnis für wissenschaftlich orientierte Fakten, im sozialen Engagement, in der Uneigennützigkeit.

#### 20. Was erwarten Sie von der Jahrtausendwende?

Mehr Nullen.

#### 21. Welchen Ort der Welt möchten Sie unbedingt noch kennenlernen?

Die uns verborgene Lebenswelt an tektonischen Plattengrenzen in der Tiefsee.

#### 22. Womit verbringen Sie Ihre Freizeit am liebsten?

Mit Lesen und in der Natur; ich liebe Unterhaltung bei Käse und Wein.

#### 23. Wie lautet Ihre Lebensmaxime?

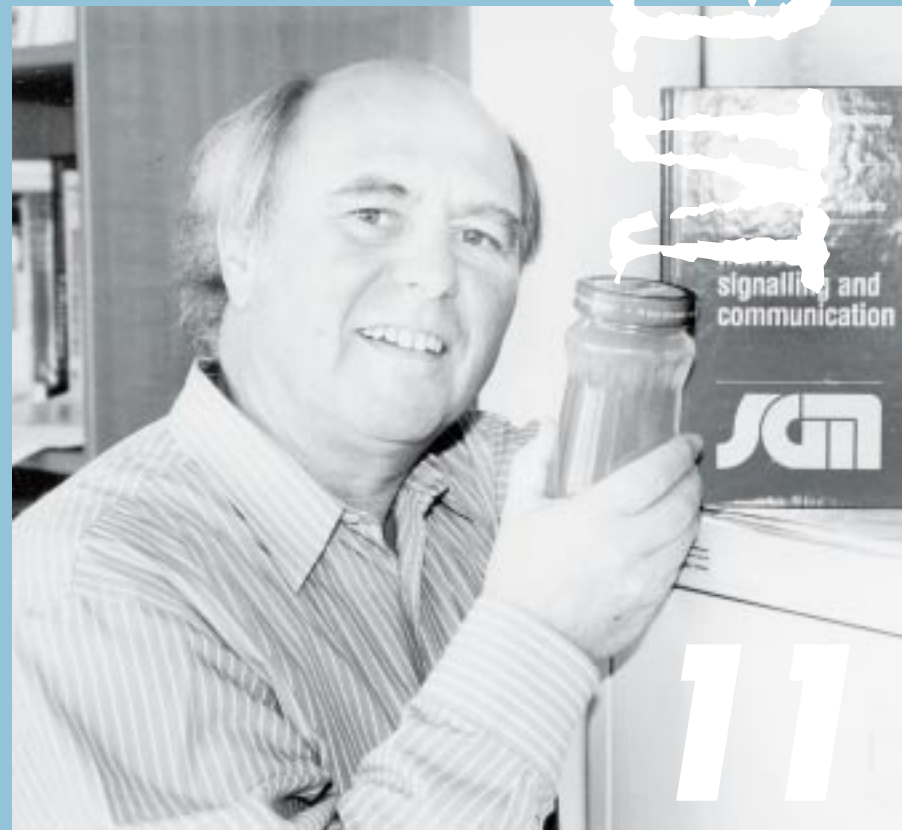
Wer rastet, der rostet.

#### 24. Was halten Sie von Interviews?

Wesentliche Dinge kommen zu kurz.

### Aus der Vita:

Geboren 1941 in Berlin, aufgewachsen und Schulzeit in Ostfriesland; 1961–1969 Studium der Biologie, Biochemie und Chemie in Hamburg, Tübingen und Göttingen, 1969 Promotion in Mikrobiologie, 1970–1972 Postdoc in Biochemistry, University of Georgia, Athens, USA; dann wiss. Assistent, akadem. Rat, Habilitation, C2-Professur in Göttingen; 1982 Ruf nach Graz (abgelehnt), 1993 Ruf und sofortige Arbeitsaufnahme in der Mikrobiologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg; seit 1969 verheiratet mit Marion Andreesen, eine Tochter.



FRAGEN

# Nächstes Jahr in Jerusalem?

## Israel-Exkursion von Studierenden des Instituts für Geschichte

Ende Oktober 1999 reiste eine Gruppe von zwanzig – vorwiegend zeitgeschichtlich interessierten – jungen HistorikerInnen unter der Leitung von Prof. Dr. Hermann-Josef Rupieper und Dr. Georg Wagner-Kyora nach Israel, um dort mit Studierenden und Lehrenden über die Rezeption des Holocaust in Deutschland und Israel zu diskutieren. Die Idee dazu war nach einem Seminar über die nationalsozialistische Judenverfolgung im Wintersemester 1998/99 entstanden.

Käse in seine Wohnung in Haifa ein und erzählte aus seinem Leben und von der Immigration deutscher Juden nach Palästina.

### Tel Aviv

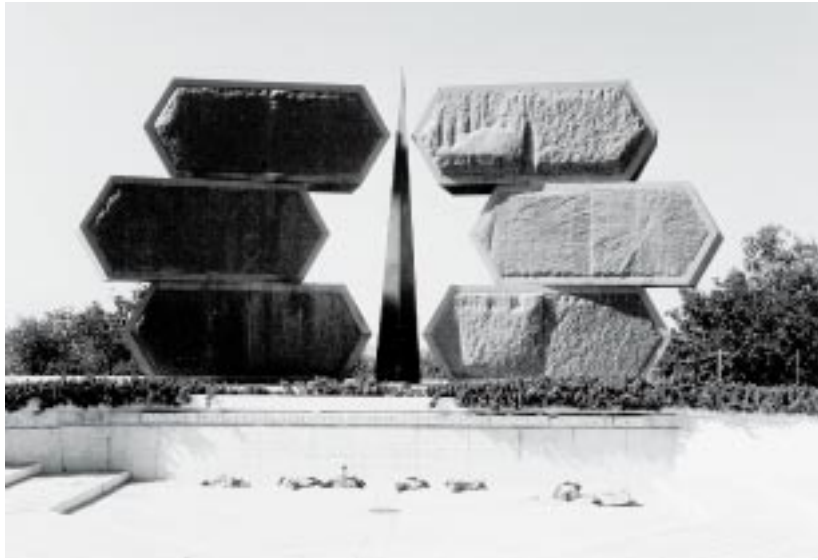
An der Universität von Tel Aviv fand ein Workshop mit Prof. Dr. Moshe Zuckermann statt, zu dem auch wir mit Referaten über verschiedene Themen beitrugen. Dabei ging es um neuere Debatten über den Holocaust und so schwierige

### Jerusalem

An der Hebräischen Universität Jerusalem empfingen uns Prof. Dr. Moshe Zimmermann und der Geschäftsführer des Richard-Koebner-Zentrums für Deutsche Geschichte, Mathias Schmidt. Professor Zimmermann ist der herausragende Experte für die Vermittlung deutscher Geschichte in Israel und für die deutsch-jüdische Geschichte; viele von uns haben seine diesbezüglichen Publikationen – *Die deutschen Juden 1914–1945, Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 43, München 1997* und zur Rezeptionsgeschichte des Holocaust in Deutschland, in: Rolf Steininger (Hg.), *Der Umgang mit dem Holocaust. Europa, USA, Israel, Wien 1994* – gelesen oder werden das noch tun. Im Mittelpunkt des Gesprächs, zu dem wir wiederum eigene Beiträge beisteuerten, standen Probleme des Umganges mit dem Holocaust in Israel und in der DDR.

### Gespräche und Pläne

An beiden Zentren der Rezeptionsforschung des Holocaust kamen wir zwar mit ausgewiesenen Sachkennern und ihren Doktoranden ins Gespräch, aber wir hätten uns gewünscht, daß mehr



Das zentrale Denkmal – Mahnmahl der Kämpfer – von Yad Vashem

Fotos (4): Wagner-Kyora

Nachdem Finanzierung und Durchführung des Unternehmens lange Zeit unsicher gewesen war, starteten wir am 24. Oktober schließlich doch. Für die meisten war es der erste Aufenthalt in Israel, so daß unsere Erwartungen mit jedem Flugkilometer stiegen wie die Lufttemperatur: frühmorgens bei der Abreise naßkalte 8 °C, am Nachmittag bei der Landung in Tel Aviv behagliche 28 °C. Am Flughafen begrüßte uns Emanuel Klemperer, der mit seinen Eltern 1933 aus Sachsen nach Israel emigrieren mußte. Sein Vater war, um dies nicht unerwähnt zu lassen, ein Cousin des bekannten Romanisten, Schriftstellers

Probleme wie die Vergleichbarkeit der Ermordung der europäischen Juden mit anderen Völkermorden, um die Goldhagen-Thesen, Popularisierung und Mißbrauch des Holocaust, die Walserbubis-Kontroverse sowie um die Wirkung der Filme „Holocaust“ und „Schindlers Liste“ in Deutschland. Die wichtigsten Werke von Professor Zuckermann zur Rezeptionsgeschichte des Holocaust – *Zweierlei Holocaust. Der Holocaust in den politischen Kulturen Israels und Deutschland, Göttingen 1998* und *Gedenken und Kulturindustrie, Göttingen 1999* – hatten in Halle zur Grundlage der Seminarlektüre gehört.



Vor dem Museum „Haus der Ghettokämpfer“, das schon in den 50er Jahren von Widerstandskämpfern des Warschauer Ghettoaufstandes in Lochemei Haghetatot errichtet wurde



Yad Vashem: „Tal der Gemeinden“ (Gedenktafel für die untergegangene Gemeinde von Lwow)

israelische Studierende daran teilgenommen hätten – doch viele von ihnen waren mit anderen Problemen beschäftigt, da ihr Studienjahr gerade erst wieder begonnen hatte. Beide Diskussionen waren so interessant, daß wir nun überlegen, ob wir im Nachhinein unsere Referate schriftlich ausarbeiten, um sie in einem Sonderheft der von Professor Rupieper herausgegebenen Reihe *Hallsche Beiträge zur Zeitgeschichte* zu publizieren.

### Yad Vashem und Lochemei Haghetatot

Einen wesentlichen Teil der Exkursion stellten die Besuche der Holocaust-Gedenkstätten Lochemei Hagetaot und Yad Vashem dar, den beiden zentralen Standorten der Gedenkkultur Israels.



Yad Vashem: Der Transportwaggon ins Nichts ...

Wir machten uns mit deren Konzeptionen vertraut und setzten uns kritisch damit auseinander, auch im Vergleich mit dem Mahnmahl Auschwitz und KZ-Gedenkstätten in Deutschland. So konnten wir vor Ort Verbindungslinien zwischen der wissenschaftlichen und der öffentlichkeitswirksamen Aufarbeitung des Holocaust und zu dessen Präsentation ziehen. In diesem Zusammenhang und vor dem Hintergrund des Streites um das Holocaust-Denkmal in Berlin bot es sich an, darüber zu sprechen, wie der Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung überhaupt in angemessener Form gedacht werden kann. Neben dem themengebundenen Programm der Exkursion gab es genug Möglichkeiten, das Land selbst kennenzulernen. Am beeindruckendsten war die Altstadt von Jerusalem, ein Ort, an dem die drei großen Weltreligionen auf engstem Raum nebeneinander bestehen und ihre heiligen Stätten verehren. Dabei war uns bewußt, daß dies noch immer nicht ohne Konflikte geschieht. Aber der schlafende Wachsoldat (siehe Foto links unten) auf dem Jerusalemer Damaskustor darf wohl als Zeichen friedlichen Nebeneinanders und der hoffentlich weiterwachsenden Entspannung gesehen werden.

### ... nicht nur alle Jubeljahre

Die Exkursion Israel war ein großer Erfolg: Wir hatten nicht nur Gelegenheit, an den gut ausgestatteten Universitäten von Tel Aviv und Jerusalem mit israelischen Fachleuten zu diskutieren, die Holocaust-Gedenkstätten in Israel zu besuchen, sondern auch das antike Caesarea, die Hafenstadt Jaffa und die Altstadt von Jerusalem zu besichtigen. Deshalb halten wir solche Exkursionen und den Gedankenaustausch mit Angehörigen anderer Universitäten für eine unschätzbare Bereicherung der Lehre, gerade im Fach Geschichte. Es wäre wünschenswert, wenn derartige Unternehmungen regelmäßig und nicht nur alle Jubeljahre stattfänden – nicht zuletzt, um engere und vielleicht bleibende Kontakte knüpfen zu können. Im übrigen ist das Jahr 2000 ein Jubeljahr ...

Gerrit Deutschländer

Ein ruhiger Posten auf dem Damaskustor ...



und Sprachforschers Victor Klemperer (der von 1948 bis zu seinem Tod 1960 an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg lehrte).

### Gastliches Haus Klemperer

Herr Klemperer brannte darauf, uns noch vor Sonnenuntergang den Karmelberg zu zeigen, denn der ist für ihn nicht nur Schauplatz biblischer Geschichte, sondern auch ein Ort ganz persönlicher Erinnerungen. Hier hat er als Junge eine Beziehung zu dem steinigen und trockenen Land gefunden, in dem er nicht geboren ist und wo er sich, wie er sagt, auch nach über sechzig Jahren manchmal noch fremd fühlt, das aber in gewisser Weise schon immer seine Heimat war. Anschließend lud er uns zum Empfang mit Bier und

Foto: K. Krüger

ANZEIGE  
DAUSIEN